

Vergißeinnicht 1913

7 (1913)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.

Nr. 7.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
geschickt oder von
unsern Befördern
bezogen.

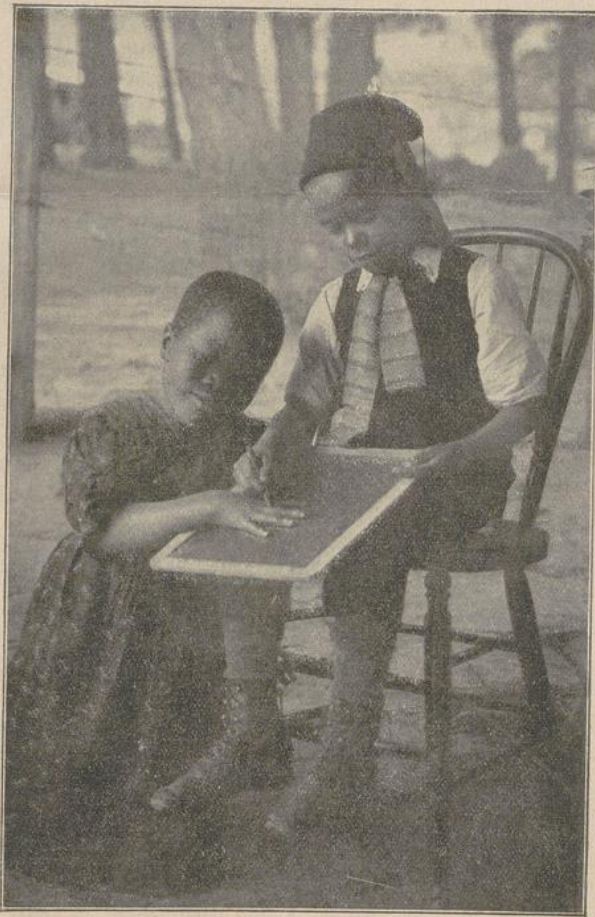
Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.

Juli 1913.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Erster Kunstversuch. (Missionschule in Kevelaer, Südafrika.)

Die Lourdes-Grotte im Hain.

Eines Abends ging ich einsam
Durch den stillen Buchenhain;
Milde Balsamdüfte säuseln
Durch der Bäume lange Reih'n.

Durch der Buchen dichte Kronen
Blickt des Mondes Silberlicht,
Und der Sterne gold'ner Schimmer
Durch die Nest' und Zweige bricht.

Ei! was seh' ich in der Ferne!
Lichtlein rot und violett,
Grün und blau und mannigfaltig;
Was hat wohl mein Aug' erspäht?

Nascher wenden meine Schritte
Sich dem Lichterscheine hin; —
Und — schon steh ich vor der Grotte
In des Waldes düstern Grün.

Rechts in einer Felsennische
Steht Mariens schönes Bild;
O so schön, daß süße Freude
Mein betrübt's Herz erfüllt.

Links zu ihren Füßen knieet
Bernadette, die Hirtenmaid,
Deren klare Taubenaugen
Blinken voller Lieblichkeit.

Junge duftig süße Rosen
Zu Mariens Füßen blüh'n,
Die im Glanz der roten Lampen
Rot wie Feuerkohlen glüh'n.

Eine kühle Quelle sprudelt
Aus dem kalten Felsenbett;
Unwillkürlich wie der Bronnen
Quillt hervor mein Lobgebet.

Auf die Kniebank sint' ich nieder,
Von dem Anblick hoch entzückt,
Wenn ich auf die Jungfrau blicke,
Die mein Herz so sehr beglückt.

„Hier, wo auf geweihtem Grunde
Nur der stille Hain mich hört,
Will ich Dir vertraulich sagen,
Was mein armes Herz begehrt.“

Ost hab' ich mit schwerem Herzen
Diese Grotte hier besucht;
Und jedesmal hat mich Maria
Still mit Tröstung heimgesucht.

Breiss und Dank sei Dir, Maria,
Hier an diesem Gnadenort;
Denn bist Du der Armen Tröstung,
Aller Not ein Zufluchtsort.

Kober Jäger.

David Livingstone.

(Fortsetzung.)

Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in der Heimat kehrte Livingstone im Jahre 1857 nach Afrika zurück, und zwar in direktem Auftrag der englischen Regierung. Während dieser zweiten, sechs Jahre dauernden Wanderung durch den schwarzen Erdteil gelang ihm unter andern wichtigen Entdeckungen die Auffindung des Nyassa-Sees, aus dessen Umgebung alljährlich viele Tausende schwarzer Sklaven nach Sansibar geschleppt wurden.

Im Jahre 1866 wurde Livingstone zum britischen Konsul von Innerafrika ernannt. Er durchquerte von Sansibar aus weite Strecken bis zum Nyassa-See hin; als er aber nach dem Westufer des Sees übersehen wollte, hinderten ihn die Araber daran, die ihn als den gefährlichsten Feind des Sklavenhandels kannten. Er mußte daher zu Fuß um den viele hundert Meilen langen See herumwandern und eroberte dem menschlichen Wissen Schritt für Schritt neue Gebiete, arbeitete Karten aus und legte Sammlungen an.

Viele seiner schwarzen Begleiter verließen ihn in treuloher Weise; einer derselben, Musa mit Namen, eilte nach Sansibar zurück und erzählte dort, Livingstone sei überfallen und getötet und all seiner Habe beraubt worden. Die englischen Zeitungen brachten spaltenlange Mägelieder über den Toten.

Livingstone selbst aber, der von all dem nichts wußte, machte sich inzwischen auf den Weg nach dem Tanganjika-See. Der Weg war weit und mühevoll und brachte ihm große Verluste. Die Lebensmittel gingen aus, und ein gemieteter Träger brannte mit der Reise-Apothek durch. Infolgedessen war Livingstone aller Mittel gegen das Fieber beraubt, und seine Ge-

sundheit wurde ernstlich erschüttert. Dennoch erreichte er die Südspitze des Tanganjika-Sees, und ein Jahr später entdeckte er den Bangweolo-See. Zu Boot besuchte er die im See liegenden Inseln und erregte großes Aufsehen unter den Eingebornen, die noch nie einen Weißen erblickt hatten.

Nings um den See dehnten sich große Sümpfe. Livingstone glaubte, daß man in dieser Gegend die südlichste Quelle des Nil zu finden habe; darin täuschte er sich; er hat nie erfahren, daß der aus dem Bangweolo-See strömende Fluß nicht zum Nil geht, sondern ein Nebenfluß des Qualaba oder oberen Kongos ist. Auf dieser Reise erkrankte er gefährlich und mußte auf einer Bahre getragen werden. Ost lag er bewußtlos in Fiebertäumen und verlor zuletzt völlig die Zeitrechnung. Er wollte daher zum Tanganjika-See zurück; am östlichen Ufer desselben, in Udsjidi, hoffte er Ruhe, neue Vorräte und Briefe aus der Heimat zu finden.

Von allem entblößt, erreichte er auch wirklich die genannte Stadt, die ein Hauptpunkt des arabischen Sklavenhandels war; aber die erwarteten Vorräte waren spurlos verschwunden, und von den zahlreichen Briefen, die er an den Sultan von Sansibar und in seine Heimat geschrieben hatte, ist niemals ein einziger angekommen. Dazu war Krieg; alle Stämme an der Ostküste des Sees lagen miteinander in Fehde. Livingstone zog daher abermals gegen Westen zu. Diesmal wollte er den Lauf des Qualaba erforschen. Wenn es ihm gelang festzustellen, ob dieser mächtige Fluß dem Mitteländischen Meere oder dem Atlantischen Ozean zuflöme, wollte er zufriedenen Herzens in die Heimat zurückkehren. Er wußte nicht, und hat es auch nie erfahren, daß der Qualaba identisch sei mit dem Kongos, der hier an seinem Oberlauf einen andern Namen führt. Erst

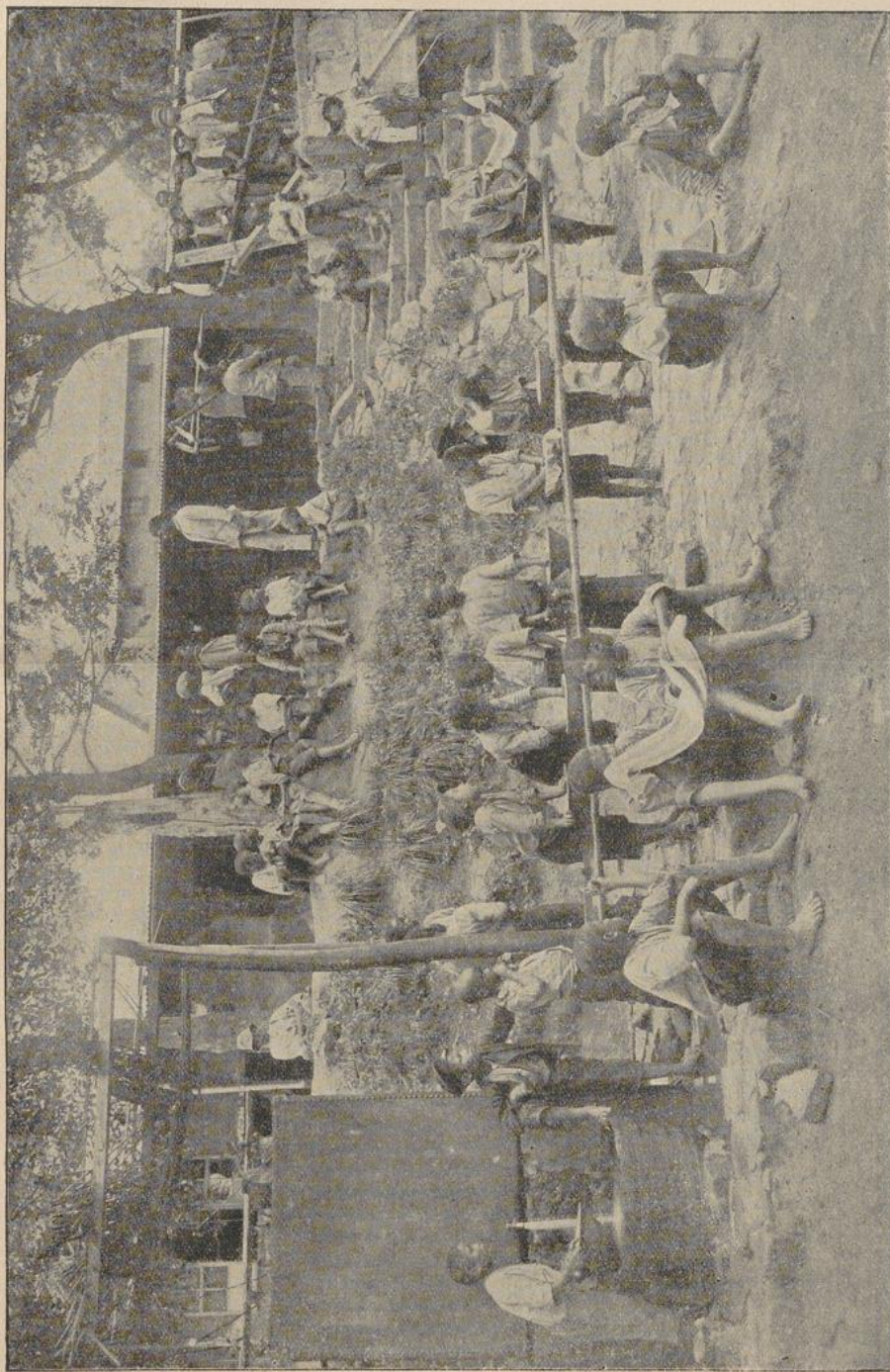
Stanley hat dies konstatiert, und Livingstone hat der Lösung dieses Problems vergebens sein Leben geopfert.

Aber welsch' ein märchenhaftes Land durchwanderte er da! Auf den Hügeln schwannten die Palmen im Wind, und Kletterpflanzen, so dick wie Kabeltaue, wanden sich um Riesebäume, auf denen freischwebende Papageien von Ast zu Ast flogen. Ganze Heerscharen munterer Affen lebten in den grünen Laubgewölben, und die Tierwelt wetteiferte mit der Vegetation an Mannigfaltigkeit und Reichtum. Seltene Pflanzen, die Insekten an sich zogen und verpeisten, wuchsen an den Ufern der Flüsse, und für all solche Naturerscheinungen hatte Livingstone ein stets offenes Auge.

Durch den Eintritt der Regenzeit verlor er mehrere Monate, und als er sich zur Weiterreise anschickte, hatte er nur noch drei Begleiter, darunter die beiden Getreuen Sufi und Tschuma. In den dunklen Gestrüppen des tropischen Waldes zerriß er sich die Füße, über umgestürzte Baumstämme und morsiche Nester kletterte er vorwärts, durch hochangeschwollene Flüsse mußte er unter Lebensgefahr waten, während zwischen den Kronen der Bäume und in dem dichten Unterholz die Fieberdünste lagerten. Abermals erkrankte er und mußte lange in einer dürftigen Hütte auf einem Grasbett liegen, wo er seine Zeit damit zubrachte, sein Tagebuch zu schreiben und immer wieder seine schon ganz abgenutzte Bibel zu lesen.

So verging ein Jahr nach dem andern, ohne daß auch nur das schwächste Echo des Weltgerümmels an Living-

stones Ohr gedrungen wäre. In Europa herrschte damals der große deutsch-französische Krieg; er wußte von allem nichts. Im Februar 1871 verließ er Manjema und begab sich nach Njanguwe, das ebenfalls ein



Morgentollette auf der Missionsstation Centocow.

Hauptnest des berühmten Sklavenhandels war. Er war hier Zeuge von Grausamkeiten so brutaler Art, daß si die Feder sträubt, sie niederzuschreiben. Später ging das Gerücht von dem abscheulichen Treiben der arabischen Sklavenhändler durch die ganze englische Presse. Das

erregte in ganz Europa einen solchen Sturm des Abscheues, daß eine Kommission eingesetzt und nach Sansibar geschickt wurde, um daselbst Mittel und Wege zu seiner Ausrottung zu finden. Anfangs mit wenig Erfolg, denn es vergingen noch Jahrzehnte, bevor die Macht der Sklavenhändler gänzlich gebrochen war.

Livingstone selbst wollte wieder nach Udsidji zurück, wo sicherlich von der Küste her neue Vorräte für ihn eingetroffen waren. Unter tausend Gefahren bewerkstelligte er den Rückzug durch das empörte Land, das ihn ebenfalls für einen Sklavenhändler ansah und daher überall bedrohte. Halb tot von den beständigen Fieberanfällen und von allem entblößt, erreichte er endlich im Oktober 1871 Udsidji. Hier wartete seiner eine neue Enttäuschung! Die Vorräte waren freilich angelangt, doch der arabische Schuft, der Livingstones Sachen aufbewahren sollte, hatte sie verkauft; darunter waren 2000 Meter Zeugstoff und mehrere Säcke Perlen, die einzige gangbare Münze im Verkehr mit den Schwarzen. Der Araber erklärte einfach, er habe geglaubt, der Missionar sei tot.

Wie Livingstone in dieser hilflosen Lage zumute war, lesen wir in seinem Tagebuch. Er schreibt, er gleiche dem Manne, der nach Jericho hinabging und unter die Räuber fiel, und auch er warte vergebens auf den Priester und Leviten und den barmherzigen Samaritan, der ihm helfen solle. Doch fünf Tage später schreibt er in sein Tagebuch:

„Als ich am tiefsten niedergeschlagen war, näherte sich schon der barmherzige Samaritan! Denn eines Morgens kommt mein braver Diener Susi Hals über Kopf dahergeirant und schreit atemlos: „Ein Engländer kommt! Ein Engländer, ich sehe ihn!“ Damit macht er wieder kehrt, um schon dem Fremden entgegenzueilen.“

Eine amerikanische Flagge an der Spitze der Karawane verriet die Landsmannschaft der Ankömmlinge. Warenballen, Zelte, Kochgeschirre, Zinkbadewannen uhm, wurden da hervorgebracht, und ich mußte unwillkürlich denken: das muß ein reicher Herr sein, und kein so armer Schlucker wie ich!

Wer war nun dieser unerwartete Besuch, und wie kam er hieher nach dem fernen Udsidji am Tanganjikasee? Das alles wollen wir in der nächsten Nummer unseres Blättchens hören.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.

(Fortsetzung.)

Schon längst wäre ich gern der Einladung eines lieben Confraters, des Hochw. P. Matthieu O. M. I., gefolgt und hätte ihm auf seiner Missionsstation Dafford einen Besuch abgestattet. Jetzt bot sich dazu eine willkommene Gelegenheit, denn mein Weg nach Zululand führte mich dort vorüber. P. Matthieu schickte mir seinen feurigen Schimmel entgegen und hieß mich bei meiner Ankunft herzlich willkommen.

Dieser Vater hat wirklich Großartiges auf seinem Missionsposten geleistet! Da, wo ehemals eine öde Wildnis und der Aufenthaltsort wilder Tiere war, erblickt das staunende Auge eine große, herrlich aufblühende Missionsstation, eine Pflanzstätte der Wissenschaft für Weiße sowohl, wie Schwarze. Etwa 70 weiße Knaben und gegen 170 englische Mädchen besuchen die dortigen von Dominikanerinnen vortrefflich geleiteten Schulen.

Die überwiegende Mehrzahl der Zöglinge ist allerdings protestantisch, selbst einige Jüdinnen befinden sich darunter, aber trotzdem kann es nicht ausbleiben, daß der Unterricht und das gute Beispiel der katholischen Lehrerinnen und Missionsschwestern recht günstig auf Geist und Gemüt der Kinder einwirkt. Zum wenigsten werden sie einst keine Gegner unserer heiligen Religion werden.

Die Schule der Eingebornen besuchen etwa hundert schwarze Zöglinge. Die Station ist schön angelegt, hat wohlgepflegte Gärten- und Baumanlagen, und alle Schulen und Gebäude, namentlich aber die Kirche legen bereites Zeugnis für den Kunstsinne des Hochw. P. Matthieu ab, der zu all dem persönlich die Pläne entworfen hat. An einem Abende gaben die Zöglinge der höheren Töchterchule ein schönes, reichhaltiges Programm. Ihre Leistungen sowohl auf der Bühne, wie in der Musik machten beiden Teilen, den Lehrerinnen wie den Schülerinnen, alle Ehre; kurz, die wenigen Tage, die ich in Dafford zubachte, werden stets die schönsten Erinnerungen in mir wachrufen.

Die dortigen Schwarzen staunten namentlich darüber, daß ich in das verrufene, stochernde Zululand gehen wolle. Das schien ihnen ein überaus gefährliches Wagnis, von dem sie mir noch heizigen abraten wollten. Eines Abends kommt daher ein junger Bursche zu mir, grüßt gar höflich und rückt endlich schön langsam und bescheiden mit der Frage heraus, ob es wirklich war sei, daß ich mich auf der Reise nach dem Zululand befinde?

„Gewiß, mein Freund,“ erwiderte ich zuversichtlich; „hast du vielleicht Lust, mich zu begleiten?“ Bei diesen Worten malte sich auf dem Gesicht des guten Schwarzen ein Gemisch von Erstaunen, Angst und Entsetzen zugleich ab. „Ich — nach Zululand mitgehen?“ fragte er mit Nachdruck; „nein, Baba, um alles in der Welt ginge ich nicht dorthin! Ich bleibe hier und bin nur gekommen, dich zu fragen, ob du wirklich den Mut hast, sozusagen allein in jenes Land zu reisen, wo erst vor kurzem der große Krieg gewesen, und wo so viele böse Zauberer haufen, die im geheimen zahllose Menschen morden, von denen niemand mehr etwas hört, ganz abgesehen von den vielen wilden Tieren, welche die ganze Gegend unsicher machen. Sag mir doch nur, wovon willst du denn dort leben? Denn sei überzeugt, die Leute werden dir nichts zu essen geben, du wirst dort ein ganz anderes Volk finden, als hier in Natal. Dort sind nur Schwarze; und die Zulus sind alle voll von grimmigem Haß gegen die Weißen. Drum, Baba, ich bitte dich, steh ab von deinem verwegenen Vorhaben und kehre um, denn ich versichere dir, du wirst nicht lebend über den Tugela (Grenzfluß) zurückkommen!“

Ich erwiderte dem guten Schwarzen, der so sehr um mein Leben besorgt war, gelassen: „Guter Freund, sei ohne Sorge! Ich habe zwar von den Gefahren, die du so lebhaft schilderst, gehört, allein eine höhere Pflicht ruft mich dorthin; Gott und sein hl. Engel werden mich überall behüten.“ — Der Schwarze schüttelte den Kopf und ging mit ernster Miene von dannen.

Des andern Tags, noch vor Sonnenaufgang setzte ich meine Reise ins Zululand fort. Wir waren noch nicht lange auf dem Weg, da drängte sich George Mseleku, der sich mir in Centocow freiwillig als Reisegenosse angeschlossen hatte, heran und ließ merken, daß er etwas auf dem Herzen habe, daß ihm aber der Mut fehle, es mir offen zu sagen. „Baba,“ begann er schüchtern, „ist es wirklich wahr, daß wir ins wilde Zululand hineinreisen?“ — Ich sehe ihn verwundert an und frage: „Was

soll das bedeuten? Wo anders wollen wir denn hingehen, als gerade ins Zululand?" —

George schwieg, doch seine Unruhe war offenbar noch keineswegs beseitigt. Nach einer Weile begann er daher abermals: „Baba, kennst du den Weg nach dem Zululand?" — „Den werden wir schon finden," erwiderte ich kurz.

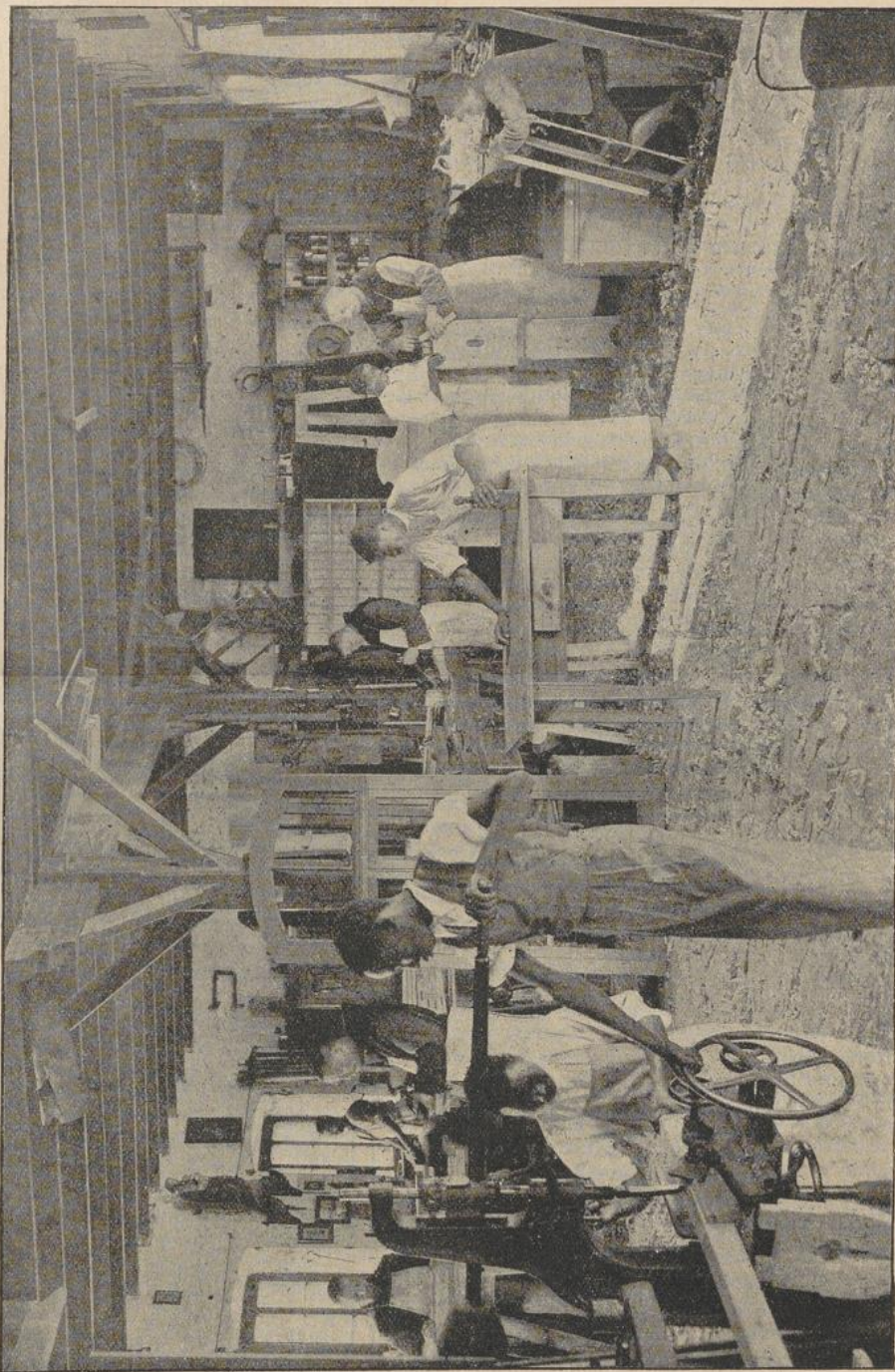
George schien mit meinen Antworten nicht recht zufrieden zu sein. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne; die afrikanische Sonne jandte allerdings bereits ihre heißen Strahlen auf uns herab, doch George schwigte offenbar aus einem andern Grunde. Drum hub er nochmals an: „Baba, weißt du schon, daß die Uma = Zulu bei Mahlabatini vor kurzer Zeit einen Weißen umgebracht haben?"

„Ja, ich habe davon gehört."

Nun hielt George nicht länger mehr zurück. Er glaubte, er müsse deutlich mit mir reden, weil ich ihn gar nicht verstehen wollte, und bekannte daher offen: „Baba, ich fürchte mich, nach dem Zululand zu gehen!" — „Ich bleibe stehen, sehe ihm scharf ins Gesicht und erwidere: „O du armer Bursche! Geh' nur wieder heim nach Centocow; ich werde auch ohne dich den Weg ins Zululand finden!"

Nun wurde der gute Junge arg verlegen und schämte sich seiner Worte. Wie? Allein soll er heimgehen, ohne den Baba? Diese Schande! Und welch' ein Spott würde seiner in Centocow warten! Noch mehr: welcher Vorwürfe mußte er gewärtig sein, wenn er seinen Umfundisi in der Gefahr feige verließ? Nein, das konnte

und durfte er nicht tun! Er suchte daher seine Worte abzuschwächen oder wollte ihnen wenigstens eine andere Deutung geben, indem er beifügte: „Sieh', Baba, ich hätte ja an sich keine Angst, nach dem Zululand zu gehen,



Schreinerwerkstätte in Mariannhill.

aber bedenke den Umstand, daß ich einen Weißen begleite, kann offenbar verhängnisvoll für mich werden. Wird man mich nicht als einen Verräter der Schwarzen ansehen und dementsprechend behandeln? Doch allein kann und will ich nicht heimgehen." —

Da mir selbst nichts ferner lag, als hier umzukehren, ohne Zululand auch nur gesehen zu haben, so spielte nun auch George den Tapferen und trabte entschlossen mit.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Jesuitenmission am Sambesi.

Aus Katondue am Sambesi kommt die Kunde, daß die aus der portugiesischen Kolonie vertriebenen Jesuiten auf englischem Boden eine neue Mission in Angriff genommen haben.

„Wir haben,“ schreibt der Koblenzer Jesuitenmissionar P. Moskopp unter dem 15. Juli 1912, „die Mission Miruru den Steyler Patres übergeben, nur sind einige alte Jesuitenmissionäre zurückgeblieben, um die neuen einzuführen. Unterdessen begannen wir in englischen Rhodesia eine neue Mission. Gott sei Dank, daß es so gekommen ist. Auf diese Weise geht die alte Sambesimission nicht zu Grunde, und zu gleicher Zeit kann der heilige Glaube in einem Gebiete eingeführt werden, wohin ohne unsere Vertreibung wohl lange kein Missionar gekommen wäre.

Zuerst galt es, einen geeigneten Platz für die Neugründung zu finden. An und für sich ist es in Rhodesia leicht, Land anzukaufen, aber es fällt schwer, ein Grundstück zu finden, das sich zum Ackerbau eignet und genügend bewässert werden kann. Wir hatten das Glück, einen herrlichen Ort zu entdecken. Ein christlicher Neger von Miruru sagte uns, er wußte nahe am Kuangwasflusse einen Platz mit viel Wasser. Wir ließen uns hinführen und trafen wirklich mitten im Walde versteckt einen kleinen Hügel, an dessen Fuß mehrere Quellen entspringen, die sich zum Katonduebache vereinigen. Der Katondue ist eigentlich kein Bach, sondern vielmehr ein zirka 400 Meter langes Sammelbecken von Quellschläufen, das wie ein breiter Festungsgraben die ganze Westseite des Hügels umgibt. Obwohl wir in der trockensten Jahreszeit, im November, an den Ort kamen, fanden wir doch sehr viel Wasser im Bache! Wir konnten uns kaum durcharbeiten durch den üppigen Urwald und das hohe Gras und Schilf an seinen Ufern.

Da wir zwei Patres und nur ein Bruder hier sind, so besteht auch das Tagewerk der Patres fast ganz in Handarbeiten. Wir können uns nur wenig mit eigentlicher Missionstätigkeit abgeben. Es gilt ja auch in der Mission der Spruch: Zuerst essen, dann studieren. Darum kann ich auch nicht viel vom Tausen, Katechisieren usw. berichten, obwohl wir auch nach dieser Seite hin nicht ganz untätig sind.

Unsere Hauptaufgabe in diesen ersten Jahren wird also die materielle Arbeit sein. Darum will ich heute nur von unsern Beschäftigungen in Wald und Feld berichten. Es wird vielleicht manche interessieren, zu hören, wie in Afrika eine Mission gegründet wird.

Zuerst mußte mit Buschmesser, Art und Feuer ein Stück Wald auf dem Hügel am Katonduebache gelichtet werden, wo wir unsere Wohnung bauen wollten. Diese Stelle liegt sehr gesund und man kann von ihr aus die ganze Ebene übersehen. Wir hatten zwar keine großartigen Bauten im Plane, sondern wollten nur eine Hütte aus Holz und Lehm errichten; dennoch hatten 30 Arbeiter zwei Monate lang zu arbeiten, bis der Palast fertig war. Wegen der weißen Ameisen konnten wir nur das Eisenholz verwenden. Um die vielen hundert Stämme für das Haus und die Hofpflanzade zusammenzubringen, mußten die Neger lange im Wald herumsuchen.

Zu gleicher Zeit, als am Hause gearbeitet wurde, mußten andere Neger den Sumpf und Wald am Fuße des Hügels urbar machen. Dicke Bäume wurden gefällt und ihre weitverzweigten Wurzeln ausgegraben, das dicke Dornestrüpp ausgehauen, das Schilf und das hohe Gras niedergemäht und das Wurzelwerk beseitigt. Als alles gut trocken war, zündeten wir die Haufen an. Um das Schilf niederzuhauen, bedurfte es eines wahren Heroismus. Es wächst nämlich zwischen dem Schilf eine Bohnenart, welche die Buren Büffelsbohne, die Neger aber sehr zutreffend chiriri, d. h. was schreien macht, nennen. Wehe dem, welcher dieser Bohne bei Wind nahe kommt oder an ihrer Kante zieht! Sofort ist die Luft mit unzähligen unsichtbaren Härchen erfüllt, welche in die Haut eindringen und ein solches Brennen verursachen, daß die Brennesseln einfach Kinderpiel dagegen sind. Und in dieses höllische Gewächs mußten wir mit dem Buschmesser hineinhauen. Aus dem feuchten Boden stieg ein solch faulender Dunst empor, daß wir uns wunderten, daß wir davon nicht krank wurden.

Jetzt hat sich das Gesicht der Gegend schon gewaltig verändert. Wo früher im dunkeln Gebüsch die Wildschweine wühlten, stehen jetzt junge Orangenbäumchen und Bananen in Reih und Glied und Ananaspflanzen begrenzen die Gartenwege. Den Katonduebach entlang liegen wie die hohen Mirurubäume und die schlanken Palmen stehen, um unter ihrem Schatten Kohl, rote Möhren, Salat usw. zu ziehen. Im ehemaligen Sumpfe, diesem Schlangenneste, sind Gräben gezogen, um das Wasser zu verteilen, und dieses Jahr schon zog der Pflug seine Furchen in dem hundert Jahre alten Humusboden.

Die Europäer, die uns besuchen, fragen uns stets, wie es möglich war, daß ein so guter Wasserplatz so lange verborgen blieb und wir denselben entdeckten. Da braucht man bloß zum Himmel hinaufzuzeigen, wo ein liebender Vater wohnt, der für seine Kinder sorgt und sie nicht verläßt.

Zu einer guten Missionsstation in Afrika gehört auch ein guter Viehstand sowohl wegen des Fleisches und der Milch, als auch wegen der Arbeiten im Feld. Wir begannen mit einigen Ziegen und Schafen, die Hühner kauften wir von den Negern. Doch das bei weitem nützlichste und notwendigste Haustier ist das Rind. Wenn man das Baumaterial, Brennholz, Steine usw. auf dem Rücken der Neger herbeischleppen wollte, käme die Arbeit teuer zu stehen, da ist ein Joch Zugochsen Goldes wert. Von einem Farmer kauften wir vier Ochsen, für 120 Mark jeden, eine Kuh mit Kalb für 100 Mark und einen Stier für 60 Mark. Die Ochsen waren noch wild und mußten zum Fahren angewöhnt werden. Bei dieser Gelegenheit geriet Br. Rodenbücher fast unter die Räder, und nur der heilige Schutzengel rettete ihn vom Tode. Sechs junge Schweine europäischer Rasse erhielten wir von einem Engländer. So ist der Grundstock für einen guten Viehstand gelegt.

Früher befanden sich am Katonduebache mehrere Negerdörfer, heute ist kein einziges mehr hier zu finden. Die Schwarzen mußten den Platz aufgeben, obwohl er so fruchtbar ist, weil sie kaum ihre Hütten verlassen konnten, ohne einem Löwen zu begegnen. Ihre Dörfer befinden sich jetzt $\frac{3}{4}$ Stunden entfernt am Ufer des Kuangwa. Sie werden sich darum verwundern, wie wir uns hier niederlassen konnten, da doch keine Neger hier wohnen. Gerade der Umstand, daß wir auf unserem Grundstück niemand antrafen, wird von großem Vorteil für die Mission sein; denn jetzt hängt es von uns ab, wer

seine Hütte bei uns bauen will, und so können wir rein christliche Dörfer ansiedeln. Daß die Leute nicht fehlen werden, dafür bürgt die Fruchtbarkeit des Platzes.

Kein Wunder, daß der Katondue von den Raubtieren gerne besucht wird. Es finden sich wenig Wasserplätze, und da, wo Wasser zu finden ist, kommen auch die Gazellen, Antilopen, Zebras, Affen usw. Da fehlen dann auch nicht die Freunde dieses Wildfleisches. Wir müssen jetzt den Kampf gegen dieses Raubgesindel führen und mit Pulver, Gift und Fallen ihre Zahl zu verringern suchen. Manches Raubtier hat bis jetzt schon sein Fell lassen müssen. Während des Monats Mai bis Mitte Juni wurden wir von einer B a n d e L ö w e n, vier bis fünf Stück, buchstäblich belagert. Die Löwen schloßen tagsüber dicht neben dem Feld, etwa 200 Meter von der

schießt unser Ochsenkapitän, um die Raubtiere zu verschrecken. Gib acht! Sie kommen jetzt zu uns. Schnell die Hähne gespannt und in das Gebüsch hinausgeschpät. In der Richtung des Brüllens wird dann geschossen. Für gewöhnlich fürchtet sich der Löwe nicht vor dem dünnen Ton der gewöhnlichen Büchsen; wenn aber so ein alter Vorderlader, ordentlich mit Pulver geladen, losgeht und wie eine Kanone kracht, da ziehen sich die Löwen etwas zurück.

Vor Sonnenaufgang wurde ich bei der heiligen Messe manchmal durch die nahe Donnerstimme der Löwen aus dem Konzept gebracht. Wenn die Sonne über den Wald heraufzusteigen begann, legten sich unsere Belagerer im nahen Gebüsch wieder nieder; aber bevor sie einschliefen, brüllten sie noch einmal, als ob sie uns jagen wollten:



Missionschule „St. Anton“ in Keiland.

Hütte, im Gebüsch. Raum war abends die Sonne untergegangen und Angelus geläutet, so erhoben sich diese dickköpfigen Herren von ihrem Lager und begannen zu brüllen. Beim ersten Tone ihrer gewaltigen Stimme verstummte alles im Walde; kein Affe war mehr zu hören, kein Vogel, und unsere Katzen versteckten sich im Zimmer. Unsere Neger eilten schnell in ihre Hütte und verbarrikadierten die Türe mit dicken Hölzern, als wäre der Feind nahe. Bessere Nachtwächter als diese Löwen konnten wir uns nicht wünschen, denn nach Sonnenuntergang wagte sich niemand mehr vor seine Hütte. Wenn dann der Mond aufging, wuchs das Löwenkonzert immer crescendo. Da brüllte einer an unserer Quelle, ein anderer antwortete im Garten, dann heulten sie zusammen, manchmal schien es, als ob sie sich um eine Beute balgten. Dicht vor unsere Fenster kamen sie sogar und hielten dort ihre Serenade ab. Da brauchten wir nicht um Stoff für die Abendunterhaltung verlegen zu sein. Bis tief in die Nacht hinein gingen wir im Hof herum, die Flinten in der Hand. Jetzt gehen die Löwen zum Ochsenstall; wie die Tiere geängstigt hin und her rennen! Zum Glück ist er gut mit Dornen umgeben. Bum, bum, da

„Gütet euch, in diese Nähe zu kommen!“ Wir trieben dann auch unser Vieh in der entgegengesetzten Richtung zur Weide.

Tagsüber blieb es für gewöhnlich still, obwohl hier und da ein Knurren vernommen werden konnte. Einmal ging am hellen Mittag ein Löwe vor unserer Hostüre vorbei. So wurde Tag für Tag den ganzen Mai und die Hälfte des Juni hindurch das Löwen-theater aufgeführt, so daß wir uns schon an sie gewöhnt haben. Bis jetzt haben sie auch noch keinen Schaden angestellt. Von den Ziegen sind zwar schon viele auf der Weide verschwunden, aber diese Räubereien sind in das Schuldbuch der Leoparden zu schreiben. Seit einigen Wochen haben wir Ruhe, wenigstens hören wir nichts kein Löwengebrüll mehr, obschon die Bestien, den Spuren nach zu urteilen, in der Nähe sich herumtreiben müssen.

Vom Blitze getroffen.

Mariazell. Am 8. Jan. l. J. kam gegen 5 Uhr abends ein schweres Gewitter zum Ausbruch. Gewitter stehen die-

jes Jahr an der Tagesordnung, und fast täglich werden wir von einem derselben heimgesucht. Erst neulich wurde in der Fence ein Ochse vom Blitz erschlagen. Die Station blieb bisher von jeglichem Schaden verschont. Heute sollte es anders kommen.

Das Gewitter war ein sogenanntes „trockenes“, d. h. es blitzte und donnerte, aber es regnete nicht. Immer näher kam der Blitz, immer schneller folgte der Donner Schlag. Da, gegen 6 Uhr ein leuchtender Blitz und Donner zugleich! Ich dachte, das ist mal wieder in den Mabele-Fluß hinein! Aber bald erschien Bruder Schaffner mit der Meldung: „Es hat in einem der Arbeiterfräule eingeschlagen . . . die Burschen sterben!“ Ich eilte sofort zur Stelle und fand Hochw. P. Canisius, wie er gerade einem Bewußtlosen die hl. Taufe spendete. Darnach begann ich meine ehemals in der Pastoralmedizin gewonnenen Kenntnisse zu verwerten und hatte die Freude und den Trost, den Bewußtlosen schon nach einer halben Stunde zu neuem Leben erstehen zu sehen.

Zur eventuellen Beachtung in ähnlichen Fällen wird ich die angewandte Prozedur hier folgen lassen. Im Krankenzimmer, wohin man den Bewußtlosen gebracht hatte, ließ ich sofort Türen und Fenster öffnen, damit möglichst viel frische Luft den eingeatmeten Schwefeldampf aus der Lunge vertreibt. Dann wuschen wir den Kranken am ganzen Leibe mit Essig, gaben ihm Essig-Kompresse auf den Kopf und wickelte seine Beine in ein mit Essig getränktes Tuch ein. Brust und Gesicht wuschen wir nochmals und zwar mit Kampferspiritus.

Hierauf sahen wir uns nach den Uebrigen um, denen es auch etwas „dumm“ im Kopfe war. Wir ließen sie, einen nach den anderen in eine Badewanne steigen, daselbst ein gründliches Bad nehmen und nachher, in Decken eingewickelt, sich niederlegen. Als ich um 9 Uhr abends nachsehen ging, fand ich sie alle schlafend. — Außer diesen 7 Arbeitern waren noch zwei andere im Kraal, die aber mit dem bloßen Schrecken davontamen. Tausendfacher Dank dem heiligsten Herzen Jesu, das so sichtlich wieder einmal unser Schutz gewesen!

P. Eucharis.

Hagelschlag.

Reichenau. — In der Nacht vom 7. auf den 8. Januar vor Mitternacht ging ein schreckliches Unwetter über die Station hernieder. Etwa eine Viertelstunde lang fiel der Hagel mit Schloßen in der Größe von Taubeneiern und zwar so gewaltig, daß man mit Grund befürchtete, die Blechdächer könnten nicht länger Stand halten, und daß so manche ihre Dächer über den Kopf zogen, um sich gegen die Wucht des Elementes zu schützen. Einer der Anwesen schloß in der Krankstube, wo der Hagel zwei Scheiben eingeschlagen hatte. Durch diese Oeffnung trieb der Sturm die Schloßen mit ungestümer Gewalt bis in die Mitte des Zimmers. Es herrschte ein ohrenbetäubender Lärm.

Am nächsten Tage sah man, welches schreckliche Unheil das Gewitter angerichtet hatte: Weintrauben und Nessel mit Blättern und Eis vermischt lagen auf der Erde. Der Wein ist gänzlich ausgehauen, vom Getreide ist nur noch das Stroh abzumähen. Obwohl der Weizen von der Trockenheit stark gelitten hatte im Frühjahr, so hätten wir doch ohne diesen Hagelsturm noch zwei Drittel euernten können. Mais, Bohnen und Erbsen haben auch stark gelitten, so daß nur noch wenig zu erhoffen ist. Und, wer sollte es glauben? Nur wenige Minuten nach dem Sturme waren hingegangen: da blickte der nächste Himmel klar und heiter auf uns nieder, als ob er

von dem ganzen gräßlichen Vorgange nicht die geringste Ahnung habe. Nur tief drunten am Horizonte gewahrte man noch die letzten Ausläufer des feindlichen Gewölkes.

Die Weizenfelder werden jetzt umgepflügt und Winterfutter gesät. Das abgefallene, halbgrüne Obst wurde gekocht und muß uns als Kompott dienen — ein kleiner Ersatz für den Ausfall des Gemüses. Von letzterem hatte nämlich der Garten nur noch die Stengel aufzuweisen, und auch hier, d. h. im Garten, heißt es jetzt: „umgraben und säen!“ Somit sind die Hoffnungen Reichenaus für dieses Jahr nicht groß, und so manche Station wird von „ihrer Nährmutter“ heuer nichts zu erwarten haben!

In dem langen Zeitraum von 27 Jahren ist es wohl nicht das erste Mal, daß Reichenau von Sturm und Unglück heimgesucht wurde, aber selbst die ältesten unserer Brüder können sich nicht erinnern, zur Nachtzeit je ein solches Hagelwetter erlebt zu haben. Trotzdem ließ die Gemeinde in jener Nacht kein Wort der Klage hören, sondern gleich lob demütig die schreckliche Heimsuchung über sich ergehen.

Nach einigen Tagen gab das massenhaft auf der Erde liegende Laub der Bäume einen intensiven Geruch von sich, ganz so, wie man ihn gewöhnlich nach den Fronleichnamfeierlichkeiten wahrnimmt, wenn nämlich das zum Verzerren gebrauchte Laubwerk abzubauen beginnt.
Br. Alois.

Unsere Missionsstation Clairvaux.

Von Br. Casimir.

Unsere bescheidene Missionsstation trägt ihren Namen von der einst so berühmten Zisterzienser-Abtei Clairvaux (sprich Clärrwo) in Frankreich, deren erster Abt der hl. Bernard war. Der Gründungstag war das Herz-Jesu-Fest des Jahres 1896. Die Station selbst ist recht malerisch auf einem Berggattel des Impendischle gelegen, wird im Hintergrunde von einem hohen Berge überragt und ist in weitem Halbkreis von einer Hügelkette umgeben. Eine gute Tagereise davon entfernt liegt gegen Norden zu die viele hundert Kilometer lange, wildzerklüftete Gebirgskette der Drakensberge.

Bezüglich der Missionsarbeit ist die Station insofern recht günstig gelegen, als in unmittelbarer Nähe ein großer, ausschließlich für die Schwarzen reservierter Bezirk liegt, der sich vom Impendischle-Berg bis zum Umkomazi-Fluß erstreckt und gegen tausend Raffernhütten zählt. Clairvaux wird ohne Zweifel im Laufe der Zeit eine bedeutende Missionsstation werden, so bescheiden auch seine Anfänge zu nennen sind. Auch in der Mission hat alles seine Zeit. Die Schwarzen, die sich anfangs ziemlich hart und dem Christentum, speziell dem Katholizismus, wenig geneigt zeigten, beginnen allmählich aufzutauen und fühlen sich immer stärker zu uns angezogen. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Getauften 960, die letzte größere Tauffeierlichkeit war am Feste Allerheiligen 1912; daran reihte sich am Neujahrstag 1913 die Feier der ersten hl. Kommunion. Beidesmal belief sich die Zahl der Auserwählten auf 30. Der Erstkommunion gehen immer mehrere Tage spezieller Vorbereitung durch Jagen, Exerzitien voraus, und die Andacht und Sammlung der schwarzen Neubekehrten ist jedesmal in hohem Grade erbauend.

Die entfernte Vorbereitung nimmt natürlich mehrere Monate in Anspruch und stellt hohe Anforderungen an die Arbeitskraft des Missionars, denn die älteren Leute können in der Regel weder lesen noch schreiben, und somit

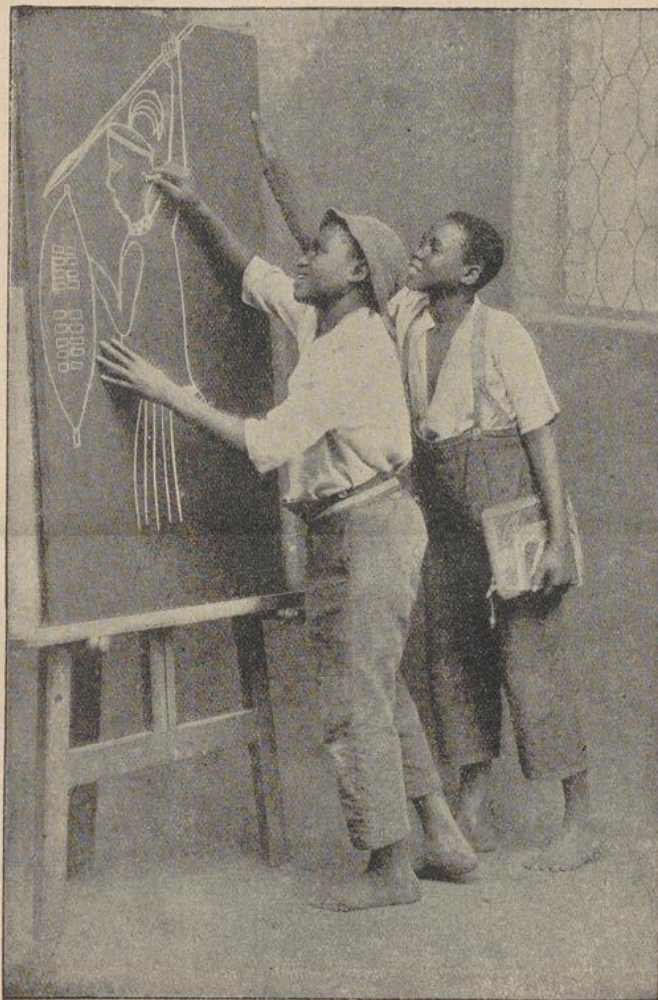
muß ihnen alles mündlich beigebracht werden, was bei ihrem schlechten Gedächtnis doppelt schwierig ist. Die Schulkinder allerdings müssen den Katechismus auswendig lernen, was sie auch mit lobenswerthem Fleiße tun. Schwächer talentierte bringen dabei oft ganz erstaunliche Opfer an freier Zeit und an Schlaf, um ja beim Examen gut zu bestehen; denn sie wissen, der „Baba“ selbst prüft genau und streng, und wer mehrere wichtige Antworten schuldig bleibt, wird bis zum nächsten Termin zurückgestellt. Nun glücklicher Weise haben diesmal von den eigentlichen Schulkindern das Examen rigorosum alle bestanden.

Es waren schöne Gnadentage, die auf der ganzen Missionsstation lauten Jubel weckten, am prächtigsten jedoch verlief das Fest Christi Himmelfahrt 1912; denn am genannten Tag kam der Hochwürdigste Herr Bischof Dr. Heinrich Delalle, O. M. J., persönlich hieher, um 100 Neuchristen das heilige Sakrament der Firmung zu spenden. Mehrere Tage hindurch waren Dutzende von Händen tätig gewesen, der ganzen Station, speziell dem armen, aus Lehm und Stroh gebauten Missionskirchlein ein recht festliches Aussehen zu geben. Einige Kinder meinten zuletzt, wenn der hl. Vater von Rom selber käme, könnte man wohl nicht mehr tun, andere widersprachen und sagten, dann müßte man vor allem noch in der Kirche einen neuen Boden legen, denn so ein vornehmer, hochachtungswürdiger Greis könnte doch unmöglich auf einem unebenen Pflaster gehen, wo alle Steine los seien. —

Unser Hochwürdigster Herr Bischof ist noch jung, da war also die Gefahr geringer, auch hat er hier in Südafrika schon manch rauhen Weg gehen müssen, und ist somit an vieles gewöhnt. Im Flug hat er durch sein freundliches, äußerst herablassendes Wesen die Herzen aller gewonnen. „Mit Freuden bin ich zu euch nach Clairvaux gekommen“, sprach er bei seiner Ankunft, „und hoffe unter meinen hiesigen Kindern recht glückliche Tage zu verleben!“ — Ja, es waren schöne, uns allen unvergeßliche Tage! Am Himmelfahrtstage selbst ertönten in aller Frühe Freudenrufe, die in den nahen Bergen lauten Widerhall weckten und von allen Himmelsgegenden eine Menge schwarzen Volkes herbeilockten. Um 10 Uhr wurde der Hochwürdigste Herr Bischof prozessionsweise zur Kirche geleitet, P. Superior, der Hochw. P. Ildephons Wohlgenannt, sang ein feierliches Hochamt, P. Hieronymus spielte das Harmonium, und so kam eine prächtige, vierstimmige Messe zustande. Das baufällige Missionskirchlein war gedrängt voll, und viele mußten sich mit einem Stehplatz im Freien begnügen. Die Firmlinge bestanden aus allen Klassen und Altersstufen; da kamen neben kleinen Schulkindern kräftige junge Burschen, ergraute Männer und Frauen und hochbetagte Greise; oft war der Firmpate bedeutend jünger als der Firmling; doch aller Herzen waren voll von dem Einen großen Festgedanken und alle lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit auf die ergreifenden Worte ihres verehrten Oberhirten, der sie vor allem ermahnte, durch Gebet und Opfer und durch ein frommes, wahrhaft christliches Leben nach dem H i m m e l zu streben, wohin am

heutigen Tage der liebe Heiland uns vorangegangen. Die schöne Feier schloß mit dem kurz darauf in recht feierlicher Weise gespendeten sakramentalen Segen.

Im Laufe des Nachmittags besuchte Se. Gnaden die einzelnen Abteilungen unserer Missionsstation, lobte unser schönes, friedliches Einvernehmen und sprach sich recht anerkennend über alles aus, was hier im Laufe der Jahre gemacht und geschafft worden war. Am Abend kam seitens unserer Schulkinder noch ein schönes Festprogramm zur Aufführung, das ebenfalls den vollsten



Ein Kunstmal.

Anklang fand. Am folgenden Tag verabschiedete sich der Hochwürdigste Herr Bischof wieder; die übergelücklichen Schwarzen aber redeten noch viele Wochen hindurch fast von nichts anderem, als von dem überaus schönen Fest und von der Liebe und Freundlichkeit des H. H. Bischofes.

Wie steht es in materieller Beziehung auf unserer Station? Da kann ich weniger Günstiges berichten. Der Boden ist arm; es wachsen etwas Bohnen und Kürbisse, in manchem Jahr auch Kartoffeln; doch den Mais müssen wir immer um teures Geld kaufen, um unsere 120 Schulkinder ernähren zu können. Infolge der ringsumher grassierenden Viehpeste sind wir vom

Verkehr mit der Außenwelt fast abgeschnitten; jeder Transport mit Ochsenfuhrwerk ist verboten, und andere Zugtiere stehen uns nicht zur Verfügung. Wir hatten früher von unsern Blätkwattel-Pflanzungen etwas Rinde verkauft, die in Gerbereien sehr gesucht ist, doch gegenwärtig, da wir auf fremdes Fuhrwerk angewiesen wären, käme uns der Transport bis zur nächsten Bahnstation, die 50 Kilometer von hier entfernt ist, per Tonne auf 75 Mark zu stehen. Da hört die Handelschaft von selber auf.

Alle hiesigen Bauten sind aus Lehm und Flechtwerk hergestellt und mit Gras gedeckt. Unser Kirchlein steht so schief, daß man jeden Tag das Einfallen fürchten muß.



Eine schwarze Musikantin.

Wahrlich, das ist keine würdige Wohnung des Allerhöchsten; überdies ist sie für den beständig wachsenden Kirchenbesuch viel zu klein. Wir haben uns daher entschlossen, eine neue Kirche zu bauen und zwar aus Sandstein, der in nächster Nähe gewonnen wird. Alles hilft zusammen; auch die Mädchen wollten mittun. Sie mußten den Platz einebnen und die Fundamente ausgraben, teilweise 15 Fuß tief. Sie gaben sich mit großem Eifer an die Arbeit und haben schon ein tüchtiges Stück fertig gebracht. Einer unserer Brüder aber bearbeitet mit 10 bis 12 Knaben die Steine, von welchen schon 460 Stück behauen sind. Die wackeren Jungen sind mit Leib und Seele bei ihrer Arbeit. Als sie jüngst am Namensfeste des Hochw. P. Superiors einen Vakanztag bekamen und einen Spaziergang machen durften, verzichteten sie aus

freien Stücken darauf und arbeiteten energisch drauf los. „Wir wollen dem Herrn ein Haus bauen“, sagen sie, „und das ist eine große, heilige Sache!“

Trotzdem kommt uns der Bau noch teuer genug zu stehen; und wenn er fertig ist, so ist uns mit den leeren Wänden auch noch nicht geholfen, denn außer einem armen provisorischen Altären, einer Herz-Jesu-Statue und den Kreuzwegstationen fehlt uns zur inneren Ausstattung noch alles. Was tun? Ich gestehe offen, zu betteln schäme ich mich. Fast in jeder Nummer des Bergigemeinnicht wird an die Opferwilligkeit unserer geehrten Wohltäter appelliert, und da muß ich mit Grund fürchten, daß schließlich die besten Leute und die freigebigsten Hände des ewigen Bettelns überdrüssig werden, sodaß schließlich für uns im armen Clairvaux nichts mehr übrig bleibt. Da muß der liebe Gott sorgen, und der hl. Joseph den Baumeister machen; wir selbst bringen es nicht fertig. Wir haben uns zwar, als wir die Heimat verließen, ganz und gar in den Dienst Gottes gestellt und opfern hier alle unsere Fähigkeiten und Kräfte für das große Werk der hl. Mission, doch zeitliche Güter stehen uns nicht mehr zur Verfügung.

Gebe Gott, daß sich noch irgendwo eine hochherzige Seele finde, die noch Eifer hat für des Herren Ehre und das Heil der unsterblichen Seelen. Möge sie erkennen, was es Großes ist, dem Herrn im Heidenlande ein würdiges Haus zu bauen, eine Stätte des Segens und der Gnade für Tausende, ja für ganze Generationen! Wir wollen in der neuen Kirche eine Tafel anbringen, auf der die Namen der größeren Wohltäter in Stein eingegraben werden sollen. Den eigentlichen Lohn aber wird ihnen der liebe Gott ausbezahlen; Er wird, so hoffen wir zuversichtlich, diese Namen auch ins göttliche Herz Jesu einschreiben und ins Buch des Lebens, und Er wird auch die kleine Gabe des Armen in Anschlag bringen und den Heller der Witwe. Fürwahr, Gott läßt sich von uns armen Menschenkindern an Großmut und Hochherzigkeit nicht übertreffen, und auch Er zahlt für jedes Sümchen, das wir ihm zuliebe spenden, seine überreichen Zinsen nicht nur für diese kurze Spanne Zeit, sondern für die ganze Ewigkeit.

Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich. Ps. 88, 1.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner.

(Fortsetzung.)

St. Michael, Nov. 1912. — Etwa zwei Kilometer von unserer Missionsstation entfernt, wohnte ein gewisser Sigafini Mtembu, ein Zulu von altem Schrot und Korn. Mit eiserner Fähigkeit hielt er fest an seiner Väter Brauch und Sitte; ein jeder Zoll ein „igaba“, ein Stochheide. Trotz der 70 Jahre oder noch mehr, die er schon zählen mochte, blieb er unentwegt seinem Lösungsworte treu: „Salte fest am Alten!“

Er hatte nur eine Frau; seine Familie bestand aus zwei Söhnen und zwei Töchtern. Die eine Tochter ließ sich taufen und heiratete einen Katholiken. Das entsprach allerdings seinem Wunsche nicht, doch als Ehrenmann ließ er seiner Tochter freie Wahl. Das lohnte ihm jedenfalls der allgütige und barmherzige Gott. —

Auf Allerheiligen v. J. kam die Kunde hieher, Sigafini sei krank und lasse den P. Missionar rufen. — P. Julius, unser schwarzer Hilfspriester, war gerade auf unserer

Außenstation „St. Gabriel“, ich selbst in der Kirche beim Gottesdienst. Es ging daher ein Katechet, um nachzusehen, ging voll Verwunderung und den Kopf voll Zweifel. Denn Sigasini hatte bis in die letzte Zeit herein auf die „amakoiwa“ (Gläubigen) geschimpft und gewettert, was das Zeug hielt. Und dieser sollte sich nun plötzlich bekehren? Unmöglich!

Nach geraumer Zeit kam der Katechet zurück und erstattete folgenden Bericht: „Sigasini will den P. Missionär haben, um Verschiedenes wegen seiner Kinder mit ihm zu besprechen. Auch bittet er um die heilige Taufe, denn er sagt, er müsse bald sterben, wolle aber nach dem Tode an einen guten Ort kommen.“

So der Katechet; da er jedoch im Verein mit andern versicherte, eine unmittelbare Gefahr bestehe bei Sigasini nicht, ließ ich dem Kranken melden, am Allerheiligentage in der Frühe würde ich zu ihm kommen.

Inzwischen kam auch P. Julius zurück. Ich erzählte ihm, was geschehen war. Auch er konnte es kaum fassen. „Wie?“ rief er aus, „Sigasini will sich bekehren und bittet um die Taufe? Der wütete doch bis in die letzten Tage herein gegen unsere heil. Religion und gegen alle Gläubigen! Nein, da wäre es gewagt, auch nur einen Versuch zu machen, ihn auf andere Wege zu bringen!“ — — —

Am nächsten Morgen, kurz nach der hl. Messe und der Katechese machte ich mich auf den Weg zum Kraale des Sigasini. P. Julius schüttelte skeptisch den Kopf; andere auch. — Auf halbem Wege kommt mir schon ein Bote entgegen und meldet, ich möge schnell kommen, Sigasini warte auf mich.

Bei der Hütte angekommen, trat ich ein und schaute mich nach den üblichen Begrüßungszeremonien nach dem Kranken um. Er lag rechts neben der Feuerstelle, war in Decken eingewickelt, atmte schwer — und schlief. Ich erkundigte mich bei der Frau und Tochter nach seinem Befinden, da plötzlich wird er wach! — „Wo ist der Umfundisi (Missionär)?“ fragte er. Dann richtete er sich auf und rückt sofort mit seinen verschiedenen Anliegen heraus. Vor allem will er getauft werden, dann soll ich seine lechtwilligen Bestimmungen betreffs seiner Kinder anhören und aufschreiben, damit es nachher keinen Streit gebe. (Es handelte sich dabei namentlich um gewisse Rückstände bezüglich der Lieferung von Ochsen, die er für die Verheiratung seiner Tochter von seinem christlichen Schwiegersohn zu fordern hatte. Letzterer hatte, wie es schien, seiner Pflicht noch nicht vollständig genügt, und dies war auch Mitursache gewesen, weshalb er so sehr gegen die Christen wetterte.)

Ihn ließ ich ruhig reden und sah mir dabei den alten Herrn etwas genauer an. Er litt wohl an Atemungsbeschwerden, auch die Beine und der Leib waren seit gestern etwas angeschwollen, doch Brust und Gesicht waren voll, und von einer Todesgefahr entdeckte ich nicht eine Spur. Ich glaubte daher die Sache nicht überstürzen zu dürfen und riet ihm vor allem, die beiden Punkte: Taufe und lechtwillige Verfügung in zeitlichen Dingen strenge auseinander zu halten.

Nun erzählte er mir eine Halbmeilen-Geschichte, wie er dies und das geordnet haben wolle, und flocht dazwischen, um seine Sache durch Vergleiche zu illustrieren, ein Anzahl ähnlicher Begebenheiten aus alter und neuer Zeit ein. Ich ließ ihn ruhig reden; das Mundstück ging noch ganz vorzüglich. Zuletzt sagte ich: „Nun,

wir wollen sehen, was da zu machen ist. Ich werde dir sofort P. Julius schicken. Lege ihm nochmals alles klar; er ist ein eingeborner Priester und versteht das alles viel besser als ich.“

Damit gab er sich auch zufrieden, kam aber sofort auf die Taufe zurück. „Gast du die Tauffachen bei dir?“ fragte er, „ich will getauft werden!“ — Nun stellte ich ein Examen an. Und siehe, der alte Herr bestand es prächtig! Auch seine Gefinnung ließ nichts zu wünschen übrig. „Von den Geistern der Vorfahren“, sagte er, „und von den heidnischen Gebräuchen will ich absolut



Komm, greif zu!

nichts mehr wissen. Ich verabschiedete dies alles und bin im Herzen schon ein Christ. Wenn ich sterbe, will ich an einen guten Ort kommen, zu Gott. Ich glaube alles, will auch ein christliches Leben führen, wenn ich gesund werde. Doch ich fühle, es naht der Tod, darum taufe mich!“ —

Ich konnte noch immer nicht schlüssig werden. Einerseits trieb es mich an, ihn zu taufen, andererseits wollte ich vorsichtig sein, denn ich konnte keine Gefahr entdecken. Zuletzt verabschiedete ich mich mit der Erklärung, sofort den P. Julius zu schicken. „Gut“, sagte der Kranke, „schicke ihn, aber bald, denn mich verlangt nach der hl. Taufe!“

Zu Hause angekommen, teilte ich alles P. Julius mit. Der richtete sofort alles Nötige her und ging. „Soll

ich ihn taufen?" fragte er beim Weggehen. „Ja“, sagte ich kurz, „taufen Sie!“ (Es kam mir das so plötzlich auf die Zunge.)

Nach zwei Stunden kommt P. Julius zurück mit der Meldung: „Ich habe Sigasini getauft und zwar auf den Namen Joseph;“ und nun erzählte er mir, wie bestimmt der resolute Greis nach der Taufe verlangt habe. Bei der Abschwörungszereemonie sei er in die höchste Erregung geraten und habe unter den lebhaftesten Gebärden ausgerufen: O, vom Satan will ich nichts mehr wissen! Der brennt die Menschen mit Feuer! Weg mit ihm! Ich hasse ihn und widerstage ihm auf immer. Zu Gott will ich kommen, will alles tun, was er von mir haben will. All das Böse, das ich als Heide getan, verabscheue ich! Ich glaube und will getauft werden!“ — Solche Naturmenschen führen ihre eigene Sprache und wollen dementsprechend auch beurteilt sein. —

Wir gingen in den Beichtstuhl. Eine halbe Stunde darauf kommt eine Bote und meldet: „Sigasini ist tot! Soeben ist er still und friedlich gestorben!“ — Wer beschreibt unser Staunen? „Das hat Gott getan!“ riefen wir unwillkürlich aus. „Seine Barmherzigkeit geht über alle seine Werke!“ Gottes allvermögende Gnade allein konnte in so kurzer Zeit eine solch' gründliche Sinnesänderung bewirken.

Doch Gottes Gnade will auch durch Gebet und Opfer erlebt sein. Drum zum Schlusse eine Bitte, die ich namentlich an die Kinder richte, denn das Gebet der Kleinen vermag viel bei Gott. Betet fleißig und opfert namentlich recht viele heilige Kommunionen für die Befehrung der Sünder und der armen Heiden auf; und wir werden im heiligen Missionswerke beständig Ursache haben, die Erbarmungen des Herrn zu lobpreisen. Auch den christlich-gesinnten Eltern rufe ich zu: „Lasset eure Kleinen fleißig für die armen Heidenkinder beten, schicket sie oft in die hl. Messe und führet sie zum Tische des Herrn, dann kann es uns gegenseitig an Gottes Segen nicht fehlen. Endlich sollen sie auch fleißig zu ihren heiligen Schutzengeln beten, damit diese durch die Schutzengel der armen Heiden auf deren Befehrung einwirken. Das gebe Gott!

Feld- und Gartenarbeiten der Kaffern.

Die Bebauung des Feldes ist bei den Kaffern hauptsächlich dem Frauenvolk überlassen; in alter Zeit waren die Männer fast beständig mit der Jagd und mit Kriegsführen beschäftigt und konnten sich daher schon aus diesem Grunde wenig mit Feldbau befassen. Seit einigen Jahrzehnten ist allerdings auch hierin eine wesentliche Aenderung eingetreten, und der Pflug, den sie inzwischen von den weißen Kolonisten kennen gelernt haben, wird stets von Männern und jungen Burschen geführt. Aber auch jetzt noch reissen in vielen Gegenden Südafrikas die Frauen mit bloßen Händen den Grund auf; im Zululand benützt man hiezu langstielige Hacken, am Sambesi und auch anderswo nur solche mit kurzen Griffen.

Ist das Feld genügend präpariert, dann streuen die Weiber den Samen aus, d. h. sie werfen ihn die kreuz und quer, wie es eben kommt, unter Hüpfen und Springen über das Land hin. Zuweilen macht man es auch umgekehrt, d. h. man sät zuerst und pflügt sodann den Samen unter. Die Zeit der Aussaat ersehen sie aus der Konstellation der Gestirne, namentlich der Plejaden; sieht das Siebengestirn gerade vor Sonnenaufgang am



Eine Vogelscheuche im Basutoland.

Himmel, dann beginnt bei ihnen das neue Jahr. Der Beginn der Feldarbeit hängt aber wesentlich auch vom Eintressen der ersten Frühlingsregen ab, denn im Winter regnet es oft monatelang keinen Tropfen, und die steinharte Erde zu pflügen hat keinen Zweck.

Hauptprodukt des kaffrischen Feldbaues ist Mais und Amabele, eine kleinfrüchtige, rostbraune Hirsenfrucht von der Größe des Hanssamens. Dieses Amabele wird vorzugsweise zur Bereitung des Kaffernbieres, utshwala genannt, verwendet und ist ziemlich nahrhaft. (Mancher alte Kaffir lebt fast ausschließlich von diesem Getränke. Im Uebermaße genossen, wirkt es berauschend.) Außerdem kennt und pflanzt der Schwarze verschiedene Gartenfrüchte. Fast in jedem Maisfeld kann man z. B. auch Kürbisse sehen, die oft eine ganz unglaubliche Größe erreichen. Von Süßkartoffeln zählt man wenigstens

vier Arten: rote, weiße, braune und lilafarbige. Daneben gibt es einheimische Bohnen (indhlube), eine Art Kartoffeln, amadumbi genannt, die auch dem Europäer trefflich munden, Bananen, Ananas, Tomaten und verschiedene andere Früchte. Allzu großes Interesse haben jedoch in der Regel die Schwarzen für solche Sachen nicht, und die meisten begnügen sich damit, nur das zu pflanzen, was ihnen sozusagen vor der Tür wächst.

Den Küstenstrichen entlang gedeiht auch Zuckerrohr, und am Sambesi wird Reis gebaut. Tabak gab es früher fast bei jedem Kaffertaal, jetzt, seit die aus Indien eingewanderten Kulis starken Tabakbau betreiben, nicht mehr so viel. Auf das Zerreiben des Tabaks verstehen sich die Kaffernmädchen ganz vorzüglich — sie schnupfen auch selbst — und mischen, um ihn noch stärker und kräftiger zu machen, auch Moe-Msche darunter. Indischer Hanf, Dacca genannt, wächst wild und wird zum Rauchen verwendet. Leider sind die damit verbundenen Folgen sehr traurige; der Hanf-raucher ruiniert sich physisch und moralisch vollständig, und wer dieses Laster einmal kennen gelernt hat, ist nur äußerst schwer davon zu kurieren.

In alter Zeit durfte vor der Wohnung eines großen Häuptlings weder Feld noch Garten angelegt werden; denn in diesem Falle hätte man das Vieh bewachen müssen, damit es nicht in die Felder gekommen wäre, und solches schien ihnen mit der Würde einer fürstlichen oder gar königlichen Herde durchaus unvereinbar zu sein. Drum verzichtete man lieber ganz darauf und aß um so mehr Fleisch, woran damals kein Mangel war.

Das Unkrautjäten ist Sache der Frauen und Mädchen. Reist das Getreide, namentlich das Amabele, allmählich heran, so werden Kinder angestellt, um die Vögel daraus zu verschrecken. Man baut mitten im Feld eigene Wachhäuschen, worin die Kinder, Knaben und Mädchen, den ganzen Tag zubringen, aber fleißig Ausschau halten müssen, daß nicht die massenhaft auftauchenden und stets hungrigen Vögel die halbe Ernte auffressen. Die munteren Kleinen verrichten diesen Wachdienst gerne und finden ein besonderes Vergnügen daran, da und dort, mitten im Feld, grünes Gras anzuzünden, das einen schrecklichen Rauch und Qualm erzeugt, aber auch die Vögel mitverschrecken hilft. Auch künstliche Vogelscheuchen sieht man hier und da aufgestellte, greuliche Dinger und so schrecklich anzusehen, daß man denken könnte, sie sollten nicht nur die Vögel, sondern auch Menschen, ja Tiger und Löwen in Schrecken setzen und in weiter Ferne halten.

Der heidnische Kaffer läßt seine Gärten und Felder auch vom Zauberdoctör in Behandlung nehmen, um sie fruchtbar zu machen. Im Betschuanaland pflegte man in alter Zeit einfach einen Mann zu ergreifen, den man zunächst total betrunken machte und dann tötete. Sein Blut wurde aufs Ackerfeld gegossen, der Leib verbrannt, und die Asche ebenfalls übers ganze Feld ausgestreut; das verließ ihm in ihren Augen eine ganz unglaubliche Fruchtbarkeit. Der Engländer Kidd erzählt, er habe in den Basutobergen gesehen, wie die Eingebornen Bier auf den Rand eines Feldes gossen, um da-

durch die Geister der Vorfahren gnädig zu stimmen und bei guter Laune zu erhalten. Bei anderen Stämmen zünden die Doctoren am Rande des Feldes Feuer an und werfen geheimnisvolle Zaubermittel in die Flammen; das gibt dem Felde Gedeihen und Fruchtbarkeit und hält zugleich von der Frucht allen verderblichen Brand und Krost ab. Fragt man den Kaffer, woher denn diese sonderbare Wirkung kommen solle, so weiß er natürlich darauf keine



Aus der afrikanischen Tier- und Pflanzenwelt.

Antwort zu geben, doch der Glaube an das alte Zaubermittel bleibt in ihm gleich stark wie zuvor. Auch hier heißt es: je weniger Glauben ein Volk hat, desto größer und stärker ist sein Aberglaube.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Und im Wald ein kleiner Vogel
Hörte leise, leise Weisen:
Garter Winter, kalter Winter,
Lange Nacht, — wann will es tagen?
(Weber, Dreizehnlingen.)

Um 17 Jahre zurück und mitten hinein ins große Zululand, in die dunkle und dunkelste Nacht des wilden

Heidentums will ich heute mit meinen freundlichen Lesern im Geiste wandern.

Sa wandern! Das ganze Menschenleben ist ein Wandern, das keinen Stillstand kennt, es sei denn am Grabe. Aus den lauschigen Gründen der Kindheit geht es hinein in die lachenden Blütengefilde der Jugendzeit, hinein ins heiße Mannesalter mit seinen Arbeiten, Opfern und Kämpfen. Dann kommt die öde Steppe des Greisenalters, und zuletzt das gemeinsame Reiseziel aller, das Grab. — Dazu welch' ein Treiben und Drängen auf dem ganzen Weg, welcher Wechsel der Gedanken, Stimmungen und Gefühle! Bald geht es wie auf staubiger Landstraße daher mit den alltäglichen Gedanken und Sorgen um Nahrung und Kleidung, bald klimmt der Menschengeist empor wie ein kühner Alpenjäger zum höchsten Grat, hinauf zu Gott und seiner ewigen Liebe, um bald wieder abwärts zu steigen und neuerdings sich abzuquälen in diesem Tale der Tränen.

Glücklich der Erdenpilger, der im Schoße der hl. kath. Kirche geboren! Ihre Gebote und Räte stehen ihm wie Wegweiser und Meilensteine auf seinem Lebenswege. Sie öffnet ihm einen Garten voll der herrlichsten Früchte, bietet ihm das Wasser des Lebens an und bleibt ihm mit mütterlicher Liebe treu bis zum Grabe, ja bis über das Grab hinaus. — Ganz anders der arme Heide. Er wandert wie in Finsternis, kennt nicht Weg noch Steg, und hat keinen andern Führer als die Stimme des Gewissens, tief drinnen in seinem Herzen. Wohl kann auch er mit Gottes Hilfe den rechten Weg noch finden, doch unter Mühen und Kämpfen, mit unsicherem Suchen und Tasten, von dem der im Christentum Geborene nichts weiß.

Zum Wandern hab' ich den geneigten Leser eingeladen, zum Wandern ins Zulu-land. Es ist auf der einen Seite ein schönes, hochromantisches Land mit seinen stolzen Bergkuppen, seinen Tälern und Schluchten, seinen klaren Bächen und endlosen Wiesengründen, alles eingetaucht in das Licht und die Farbenpracht des Südens. Andererseits ist aber das Land auch wild, wild wie seine Bewohner ohne jede Kultur. Da dehnt sich in unzugänglichen Tälern und Bergschluchten der unheimliche, afrikanische Urwald. Man muß ihn selbst gesehen haben, um sich von ihm eine klare Vorstellung machen zu können. Ein Naturforscher schreibt darüber also: „Große Länderstriche im Zululand sind mit mächtigen Wäldern bedeckt, stellenweise lumpig und feucht. Nur schmale Fußpfade führen da durch mannshohes Gras und Uferhirsch. Kolossale Baumriesen hüllen den Wald in ein unheimliches Dunkel. Ein jeder solcher Baum bildet mit den Hunderten von Schlingpflanzen und Parasiten, die an ihm hängen, eine förmliche Baumgruppe für sich. Dazu diese bunte Abwechslung! Jeden Augenblick wechselt die Pracht der Szenerie. Die größten europäischen Treibhäuser und Parkanlagen sind wahre Stümperereien gegen dieses Werk der Natur, von der sich die kühnste Phantasie eines Ausländers kaum einen Begriff machen kann.“

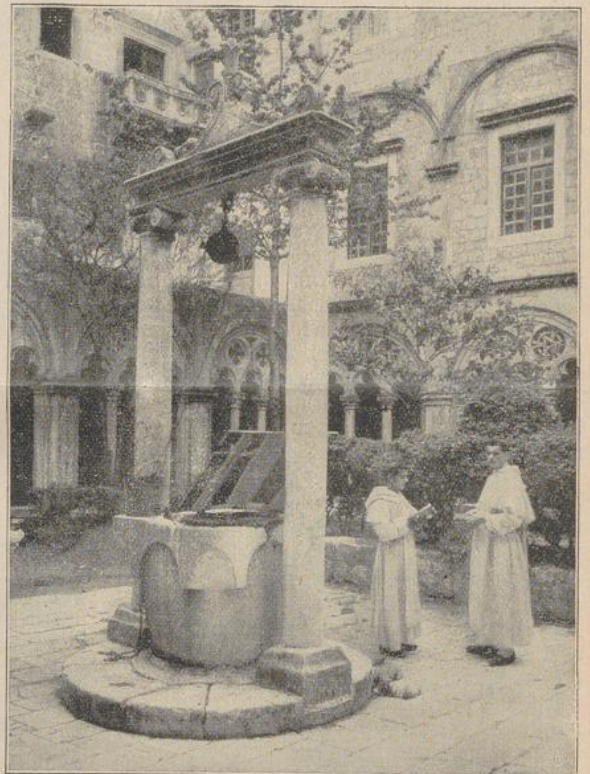
Doch der mächtige Urwald hat auch seine dunkeln Schattenseiten. Nur wenige schmale Fußpfade führen durch das stickliche Gewirr des Unterholzes; die Luft ist mit schädlichen Miasmen geschwängert, giftige Schlangen und gefährliche Raubtiere haufen in den Sümpfen und lauern in sicherem Versteck auf die ahnungslose Beute. Zu ihnen gesellen sich als lästige Menschenplage Tausende stechender Fliegen und Mosquitos, während in dem breiten Flusse, von den Schwarzen umvollos omnyama genannt, der seine schmutziggelben Gewässer

träge durch den Urwald wälzt, auch die gefährlichen Krokodile haufen.

Wie das Land, so seine Bewohner. Wild, von keiner Kultur gehoben und gepflegt, gehen sie einher, mit einem bloßen Lendenschurz um die Hüften, oder, wenn es hoch hergeht, mit einigen Fellen und Wolldecken bekleidet, während die schwarze Kinderwelt noch im Adamskostüm sich herumtreibt.

Dies ist nun das Heimatland der Heldin unserer Geschichte, der schwarzen Prinzessin Nomjiba (sprich Nomtschiba.) Nach den Angaben, die sie mir persönlich machte, ist sie ungefähr im Jahre 1885 geboren, zwei Jahre nach der Gefangennahme ihres königlichen Großoheims Cetshwayo.

Ich selbst hatte im Jahre 1883 die Ehre, Se. Majestät, den Zulusönig Cetshwayo mit seinem schwarzen



Ragusa. Dominikanerkloster. Bildhotel, Berlin 68.

induna (Reichskanzler) im Prater, dem bekannten Volksgarten, in Wien zu sehen. Damals hatte ich allerdings keine Ahnung, daß ich noch einmal Land und Leute dieses schwarzen Fürsten sehen würde, noch viel weniger, daß eine Tochter seines Stammes, die kgl. Prinzessin Nomjiba (jetzt Maria genannt) einst zu meinen Füßen sitzen würde, um mir ihre höchst merkwürdigen Lebensschicksale, mit allen ihren Kämpfen, Leiden und Geistesleiden zu erzählen. Fürwahr, Gottes Wege sind wunderbar! —

Ihr Vater hieß Tshinane und war ein Bruder des Königs. Er hatte 40 Weiber zu eigen, und daher ist die Zahl der Brüdern und Schwestern Nomjibas eine erstaunlich große. Dennoch aber fühlt sich das Mägdlein einsam und verlassen. Sie war eben von früher Kindheit an ganz anders geartet, als ihre Stammesgenossen: still und ernst, die Ruhe und Einsamkeit liebend. Sie

hatte diesen Geist offenbar von ihrer Mutter G o d o s i geerbt, die auch sehr ernsten Sinnes war und einen tiefen, nach Wahrheit forschenden Geist hatte. Bei ihr hielt sich die kleine Komjiba mit Vorliebe auf. Doch da kam der unerbittliche Tod. Etwa 10 Jahre mochte Komjiba alt sein, als ihre gute Mutter am Sterben lag.

Weinend kniete das Lchterlein an ihrem Binslager, umfaßte frampfhaft die langsam erkaltenden Hände und fragte unter Tränen: „O Ma (Mutter), wohin gehst du, wenn du tot bist?“ — Da antwortete die sterbende Mutter: „Mein Kind, ich gehe zu dem großen Geiste, der uns geschaffen hat.“ — „Mutter, wo ist der große Geist, damit ich auch einmal zu ihm gehen kann? Wo ist Unkulunkulu, der Große-Große, Somandhla, der Mächtige?“ — „Dort oben“, flüsterte

sich sitzend mit Händen und Füßen weiter. Ein paar Aprikosen, die ich ihm mitgebracht hatte, nahm er mit schtlicher Freude entgegen und fortan war ich bei ihm jederzeit ein gern gesehener Gast.

Später äußerte er den Wunsch, von unserm Hochw. P. Missionär getauft zu werden, doch sein ältester Sohn, der ebenfalls protestantischer Prediger war, protestierte energisch dagegen und wollte es um keinen Preis zulassen. Die übrigen Verwandten waren besser gesinnt. Sein zweitltester Sohn hatte eine katholische Frau und vier seiner Kinder waren bei uns getauft worden. Vorläufig hieß es also in Geduld den rechten Zeitpunkt abwarten.

Als ich ihn später wieder einmal besuchte, klagte er mir seine Not. Um einen Fuße hatten sich zwei große



Photographische Union.

Petri Fischzug. Von J. v. Schrandolph.

Stichotef, Berlin 68.

die sterbende Mutter, „er hat alles gemacht und sieht und weiß alles. Zu ihm will ich nun gehen!“ Sprach's und hauchte ihre Seele aus.

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet in letzter Stunde.

Maria-Ratschib. — In der Nähe unserer Missionsstation wohnte ein hochbetagter schwarzer Mann, der früher ein eifriger protestantischer Prediger gewesen war. Er gehörte der anglikanischen Hochkirche an, kam aber zeitweilig auch zu uns. Das leztmal hatte ich ihn hier am hl. Weihnachtsfeste gesehen. Ich zeigte ihm in der Schule den festlich geschmückten Christbaum und führte ihn dann in unsere neue, ziemlich geräumige Kirche, die ihm recht gut gefiel.

Bald darauf wurde er krank. Ich fand ihn eines Tages in seiner Htte sitzend, unfähig auch nur ein paar Schritte zu gehen. Die Füße trugen ihn nicht mehr, er konnte nur noch mhjam umeinanderfrieren, indem er

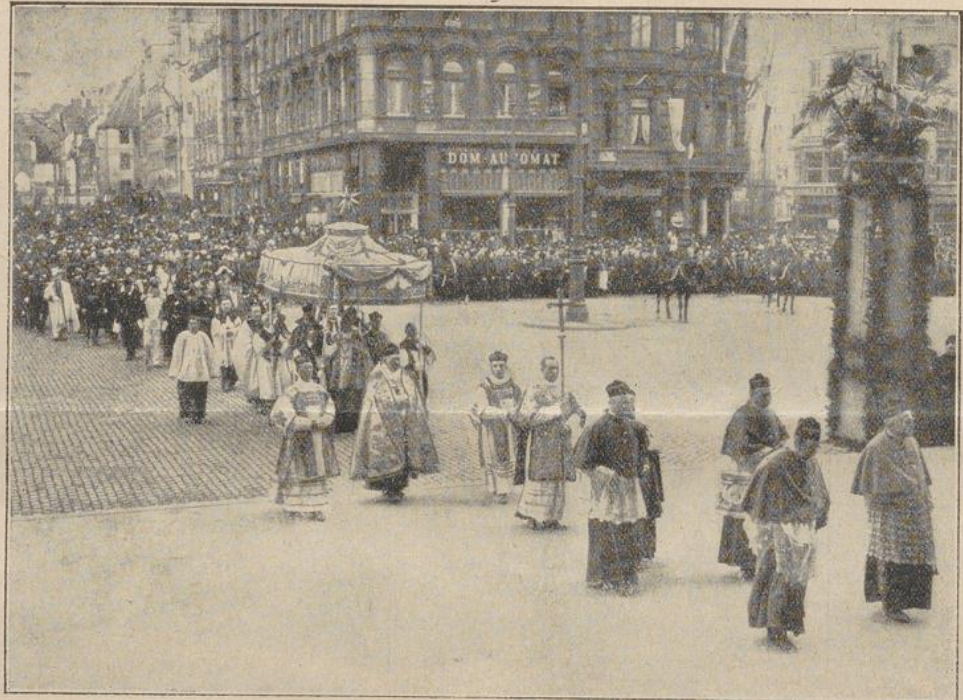
Wasserblasen gebildet, die ihn sehr schmerzten und ihm alle Möglichkeit, die Htte zu verlassen, benahmen. Ich stach ihm dieselben auf und zog einen Seidenfaden durch, damit das Wasser ablaufen konnte. So wurde das Uebel schnell behoben. Als ich ihn beim Abschiede ermahnte, er solle seine Hoffnung auf Jesus setzen, erwiderte er: „Ja, ich liebe Jesus, ich hoffe aber auch auf die Fürbitte Marias, von der du mir jüngst ein so schnnes Bild geschenkt hast.“ Diese Aeußerung freute mich sehr. Warum sollte dieser Mann nicht getauft werden können? Er hatte ja offenbar den besten Willen, und was kümmerte uns da der Protest seines ältesten Sohnes? Allerdings auf Gewalt und einen offenen Skandal wollten wir es nicht ankommen lassen; allein vielleicht fand sich einmal Gelegenheit, ihn im stillen zu taufen. Und siehe, diese Gelegenheit kam früher, als wir gedacht hatten.

Eines Tages ging der älteste Sohn, der sich als der Herr des Hauses gerierte und nach kaffrischen Rechtsbegriffen es auch war, fort zu einem Biergelage. Ich wußte das und zog unsern Bruder Schaffner, einen

alten erfahrenen Katecheten, ins Vertrauen. (Dem Hochw. P. Superior wollte ich absichtlich nichts sagen. Ein Bruder handelte in diesem prekären Falle viel leichter als ein Priester. Nachher aber säumte ich nicht, ihn vom Geschehenen in Kenntnis zu setzen.) Nach einigen Bedenken und Einwendungen machte sich der Bruder auf, besuchte den armen Kranken, fand ihn sehr gut disponiert und taufte ihn zuletzt bedingter Weise —, wie alle hiesigen Protestanten, die zu uns übertreten wollen — auf den Namen Joseph. Als ehemaliger Protestant mußte er aber auch *b e i c h t e n*, denn die Taufe war ihm, wie gesagt, nur bedingter Weise erteilt worden. Auch dazu fand sich bald ein willkommene Gelegenheit. Unser Hochw. P. Superior benützte eine abermalige Abwesenheit des ältesten, fanatisch gesinnten Sohnes, hörte den

stimmte Summe anbietet, verkauft. Daß sich bei solch' armen, verkauften Wesen später, wenn sie erwachsen sind, oft keine Liebe zum Bräutigam zeigt, ist selbstverständlich. Doch darnach fragen die heidnischen Eltern in ihrem Eigennutz wenig.

Da hatten wir z. B. kürzlich in unserer Schule ein Mädchen, das als sechstes Weib an einen stockheidnischen, schon halb ergrauten Kaffer verkauft war. Das Mädchen heißt *Urombo*, zu deutsch: *Armut*. Ja, sie ist ein armes, bedauernswertes Kind! Schon früher hatte sie unsere Tageschule besucht, war aber dann von ihrem heidnischen Vater aufgefordert worden, sich mit dem bezeichneten Bräutigam gerichtlich trauen zu lassen. Das Mädchen weigerte sich, denn sie wollte Christin werden und nicht das Weib eines alten, finsternen Heiden. Durch



Die Inthronisation des neuen Kölner Erzbischofs.

Glashotel, Berlin.

Kranken Beicht und nahm ihn formell in die katholische Kirche auf. Später, als sich der Zustand des Kranken verschlimmerte, wendete ihm unser zweiter Priester, der Hochw. P. Odilo Rißlinger, der um jene Zeit eben sein 25jähriges Ordensjubiläum feierte, auch die letzte Selung.

So hatte also der gute Alte sämtliche Tröstungen unserer heiligen Religion empfangen und konnte getrost dem Tode ins Auge sehen. Am Mittwoch in der Charwoche, also an einem dem heiligen Joseph geweihten Tage, hauchte er still und friedlich seine Seele aus. R. I. P.

Br. Quirinus.

Heiratsverhältnisse in Rhodesia.

Missionsstation Monte-Cassino. — Hier in Rhodesia werden, wie schon wiederholt in unserem Blättchen angedeutet wurde, die Mädchen im zarten Alter von 2—3 Jahren, ja manchmal noch früher, an den nächstbesten Bräutigam, der eben dem Vater des Kindes eine be-

stimmte Summe anbietet, verkauft. Daß sich bei solch' armen, verkauften Wesen später, wenn sie erwachsen sind, oft keine Liebe zum Bräutigam zeigt, ist selbstverständlich. Doch darnach fragen die heidnischen Eltern in ihrem Eigennutz wenig. Sie aber konnte sich nicht dazu entschließen und eilte in ihrer Not hieher, zur Missionsstation, wo sie um Aufnahme in die Schule bat. Die Bitte wurde gewährt, und das arme Mädchen zeigte sich in allem willig und gehorsam wie ein Kind. Doch lange sollte ihres Verweilens bei uns nicht sein.

Nach acht Tagen kam ihr Vater, zeigte ein amtliches Schreiben vor und führte sie zum Gericht. O wie bemitleideten wir das arme Kind! Es war krank, hatte Fieber, wozu jedenfalls die Angst und all die Aufregung während der letzten Wochen auch viel beigetragen hatte, und wollte um jeden Preis bei uns bleiben, wo es ein so stilles, friedliches Heim gefunden hatte; doch wir konnten ihm leider nicht helfen. Bei Gericht wurde ihr kurz und bündig erklärt: „Du bist gesetzlich verheiratet und hast

daher zu deinem Manne zu gehen!" Daß sie ihr Jawort nur gezwungen abgegeben hatte, wurde nicht berücksichtigt. Arme Urombo! Unter neuen Mißhandlungen stieß man sie am nächsten Tage aus dem elterlichen Kraale hinaus und schleppte sie zu dem alten heidnischen Manne, dessen sechstes Weib sie nun machen muß. Wie soll dort ihr Herzenswunsch in Erfüllung gehen, Christin zu werden? — Wer von unsern geehrten Lesern betet für das arme, bedrängte Geschöpf ein Ave Maria, daß Gott ihr Mut und Stärke verleihe in solch' überliewerer Prüfung? —

Ein anderer Fall; er zeigt ein etwas freundlicheres Bild. Willy, ein junger, kräftiger Bursche, hatte schon längere Zeit unsere Tagesschule besucht, war dann voriges Jahr dauernd hieher zur Missionsstation gekommen, und hatte am letzten hochheiligen Weihnachtsfeste die hl. Taufe erhalten. Seine Braut aber war noch heidnisch und wollte leider von Befehrung und Taufe nichts wissen. So oft Willy ihr zuredete, unsere Missionschule zu besuchen, erwiderte sie kalt: „Andidi, ich habe keine Lust!" Dem braven Burschen war das sehr leid; konnte und durfte er ein heidnisches Mädchen heiraten? Schon vor Empfang der hl. Taufe hatte er die ernste Frage an sich gestellt: Was werde ich tun, wenn ich Christ bin, und meine Braut eine Heidin bleibt? Die resolute Antwort war: Ich werde auf ihre Hand verzichten.

Willy wurde Christ. Während der Weihnachtsferien ging er heim, trat vor sein Mädchen hin und sprach: „Entscheide dich! Entweder gehst du zu den Schwestern in die Schule, oder du gibst mir meine Ohren zurück. Ich bin ein Christ und werde keine Heidin heiraten!" — Das war für das Mädchen eine harte Nuß! Sie wagte noch die Einwendung, sie habe kein Kleid. „Das Kleid will ich dir kaufen," entgegnete Willy, „doch meine Forderung halte ich aufrecht!" — So wanderte das Mädchen, nachdem sie das Kleid erhalten, wohl oder übel, der Missionschule zu. Großen Eifer zeigte sie natürlich zum Lernen nicht, doch hoffen wir, daß derselbe mit zunehmender Kenntnis der christlichen Wahrheit wächst. Solch' heidnische Kinder haben oft mit großen Vorurteilen zu kämpfen, die ihnen frühzeitig gegen das Christentum eingeimpft werden. Sind diese glücklich überwunden, so werden sie nicht selten die eifrigsten Christen.

Möchte zum Schlusse noch auf einen Punkt aufmerksam machen: Unsere Mädchen sind sehr arm; sobald sie nämlich einen Burschen haben, bekommen sie von ihrem Vater nur noch das Essen, für alles übrige muß der Bräutigam sorgen. Ist dieser vermöglich oder kann er sich bei Weißen etwas verdienen, so geht es ja an, anders aber, wenn er bei uns in der Missionschule ist; da bekommt er keinen oder nur geringen Lohn und das wenige, das er sich früher erpart hatte, ist rasch verbraucht, weil er eben für sein Mädchen sorgen muß. Wie gern würden wir solch' jungen Leuten, wenn sie sich jahrelang in der Schule gut gehalten haben, ein kleines Brautgeschenk geben.

Die Lehrschwestern.

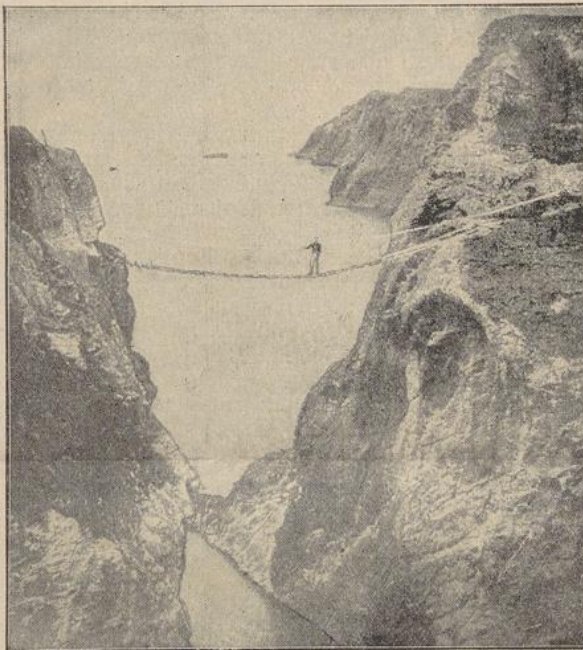
Ein treuer Hund.

Vom Hochw. P. Joseph Diegner.

Gmaus, 5. November 1910. — Einer unserer Brüder hatte auf einer Missionsstation als Feldschaffner volle 16 Jahre hindurch ein gutes Stück Arbeit getan, hatte wilde Grasflächen urbar gemacht, Ziegel gebrannt,

Ökonomiegebäude hergestellt, Bäume gepflanzt usw., kurz, den Beweis erbracht, daß sich auch ein gewöhnlicher Laienbruder in der Mission überaus nützlich machen könne. Zuletzt bat er seinen Obern aus den denkbar edelsten Gründen um Versetzung auf eine andere Station. Sein Wunsch ward erhört, und so kam er hieher nach Gmaus.

Hier fand er ein neues schönes Arbeitsfeld, doch konnte er seinen alten Posten nur schwer vergessen. Dort war er wie daheim gewesen, hier aber war ihm noch alles fremd und neu. Unter anderm vermüßte er auch gar sehr seinen treuen Hund. Nun, in letzterem Punkt war leicht Abhilfe zu schaffen. Man schickte ein-



Eine gefährliche Passage über Felschluchten im Wildwesten in Amerika. (Eilichotter, Berlin 88.)

Im wilden Westen Amerikas trifft man vielfach eigenartige primitive Brücken an, die aus Strickleitern bestehen, welche von einer Seite der Schlucht zur andern hingespant sind. Gleichzeitig ist ein Seil über die Schlucht gespannt, an dem man sich beim Uebergang festhalten kann. Das Ueberqueren einer solchen Brücke ist trotzdem sehr gefährlich und es gehören schon starke Nerven dazu, um solche tiefen Gebirgsschluchten zu überschreiten.

fach einen Boten ab und eines schönen Tages siedelte „Phylax" zur großen Freude seines Herrn ebenfalls nach Gmaus über. Das Tier hat wirklich viele gute Eigenschaften, ist seinem Herrn mit unbedingter Treue zugeban und schützt ihn mutig gegen jeden Feind. Dabei ist der Hund ein guter Wächter; er macht nie unnützen Lärm, wenn er aber anschlägt, so hat es auch etwas zu bedeuten. Er ist auch ein Rattenfänger, was unter den hiesigen Umständen ebenfalls hoch anzuschlagen ist. Einmal erlegte er einen großen Springbock, rührte ihn aber dann weiter nicht an, sondern wartete ruhig ab, bis sein Herr kam und den Bock in die Küche trug.

Vor zwei Tagen jedoch wäre ihm beinahe ein großes Unglück zugestoßen. Das kam so: Bruder Schaffner bemerkte seit längerer Zeit, daß sich in der ehem. Höhle eines Ameisenbäres ein Stachelschwein häuslich nieder-

gelassen hatte. Das war nun eine schlimme Sache; denn die Stachelschweine machen auf den Feldern oft großen Schaden, dabei sind sie außerordentlich schwer zu fangen, denn sie gehen nur zur Nachtzeit an ihre Wühlarbeit, während sie unter Tags, tief in ihrem Baue versteckt, schlafen. Schon die vielen Löcher, die sie graben, sind eine Gefahr, zumal auf den Wiesen, wo sie vielfach durch überhängendes Gras verdeckt sind. Gar oft sind Roß und Reiter dadurch schon zu Schaden gekommen.

Der Bruder macht sich nun mit seinem Hunde auf den Weg und geht zur bezeichneten Höhle. Auf einen Wink seines Herrn macht sich Phylax gleich an die Arbeit, dringt mutig in die Höhle ein, gräbt da mit den Vorderfüßen weiter und weiter, bis endlich die Erde hinter ihm zusammenrutscht. Der Bruder ruft und ruft, doch der arme Hund kommt nicht mehr zum Vorschein; er kann offenbar nicht mehr zurück, denn der Eingang ist verschüttet! —

In seiner Not eilt der Schaffner zur Missionsstation zurück und ruft einige schwarze Arbeiter herbei. Er sagt ihnen, was geschehen sei, doch keiner hat den Mut in die Höhle zu kriechen, jeder fürchtet, es möchte ihm ähnlich ergehen, wie dem armen, spurlos verschwundenen Phylax. Zuletzt kroch der Bruder selber hinein, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Uebrigens bekam dadurch einer der anwesenden Kaffern Mut, ein Trintgeld, das man ihm in Aussicht stellte, tat das weitere, und so kroch er denn so tief in die Höhle hinein, daß er zuletzt vollständig darin verschwand und von dem Bruder an den Füßen wieder mühsam herausgezogen werden mußte. Nun machte der Schaffner folgenden Vorschlag: „Madoda, ihr Männer.“ sagte er, „ich kriech jetzt nochmals selbst hinein, und wenn es mir gelingt, den Hund an einem Hinterbeine zu fassen, so gebe ich euch ein Ziehn. Zieht dann aus Leibeskräften uns beide heraus.“

Gesagt, getan. Der Bruder kriecht hinein, wühlt und wühlt — und ruft, die Kaffern ziehen kräftig an, und nach einer Weile erblickten Herr und Hund wieder das Tageslicht und atmen in vollen Zügen die frische, die köstliche Luft! —

Später stellte man die „Stachelschwein-Jagd“ klüger an. Man legte Fallen und machte damit manch' glücklichen Fang.

Kindertreuzzug.

Es kam ein Ruf. Wer weiß woher?
Von Franken oder übers Meer?
Zündend wie des heiligen Geistes Flammen,
Schneite allertwegen die Kinder zusammen,
Landauf, landab bis an den Rhein,
Wollten Kreuzträger und Gottesstreiter sein.

Es wehte eine Wolke durchs deutsche Land:
Viel tausend Kinder hielten sich an der Hand,
Ganz weiß in Unschuldsschleiern und Weirten,
Ohne väterlichen Führer und Hirten,
Mit Himmelsaugen und Gottverlangen,
Unirdisch lächelnd, traumumfungen,
Spielzeug in Händen, blumengeschmückt
Und aller Erdentrübsal entrückt.

Streckten auf fremden, unwirtlichen Wegen
Gefahr und Tod ihre Händchen entgegen.
Hatten für alle Feindestücke
Diese heilige, klare Sehnsucht im Kinderblicke.
Wollten mit Lächeln und frommem Singen
Das Reich Gottes auf Erden erringen.

Saben nicht lange lächelnd gesungen,
Die hungrige Fremde hat sie verschlungen.
Litten Marier und Todespein,
Singen schmachend zum Himmel ein.
— Aber Maria, voll Muttersehmerz,
Nahm sie stumm an ihr gütiges Herz
Und koste sie mit leidvollen Händen,
Auf daß sie ihr Lächeln wiederfänden.

Julius Verfil.

Gehet zu Joseph.

Gegen hundert Briefe laufen allmonatlich bei uns ein, die alle die Macht der Fürbitte des hl. Joseph rühmen. Sie würden unser ganzes Blättchen füllen, wenn wir sie alle aufnehmen wollten; darum für heute nur folgende kleine Auswahl:

„Wir hatten ein sehr unfolgsames, widerspenstiges Kind; weder Härte noch Strenge wollten bei ihm etwas fruchten. Wir wußten nicht mehr, was wir mit ihm anfangen sollten; zuletzt entschlossen wir uns, unsere Zuflucht zum hl. Joseph zu nehmen, begannen eine Novene, ließen zu seiner Ehre eine hl. Messe lesen und versprochen Veröffentlichung im „Bergheimnisch“. Merkwürdig, schon nach der dritten Andacht, die wir hielten, besserte sich das Kind ganz augenscheinlich und ist jetzt so willig und folgsam, daß wir die größte Freude daran haben. Möge uns der hl. Joseph, dem wir hiemit unsern öffentlichen Dank aussprechen, auch fernerhin ein guter Fürsprecher bei der Erziehung all unserer Kinder sein!“

„Sende Ihnen per Zahlkarte 20 M., die Sie in Ihrer Mission nach freiem Ermessen zu Ehren des hl. Joseph verwenden wollen. Seit Jahren konnte ich in einer Wohnungsangelegenheit nicht zum gewünschten Erfolge kommen. Da wandte ich mich an den hl. Joseph, versprach im Falle der Erhörung obigen Betrag für Ihre Mission nebst Veröffentlichung im „Bergheimnisch“. In kurzer Zeit war mein Wunsch erfüllt, und mit Freuden erfülle ich mein Versprechen. Dem großen hl. Joseph sei offen Preis und Dank gesagt!“

„Vor einiger Zeit gerieten wir in große Zahlungsschwierigkeiten; ich sah absolut keine Möglichkeit, meinen Verpflichtungen gerecht zu werden. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph, zu dem ich infolge der Berichte im „Bergheimnisch“ ein großes Vertrauen gefaßt hatte und versprach ein kleines Almosen für die Mariannhiller Mission sowie die Veröffentlichung in Ihrem lieben Missionsblättchen, falls wir alle Rechnungen begleichen könnten. Mein Vertrauen wurde herrlich belohnt. Zunächst nahm sich eine liebe Anverwandte unser an, dann kam ein günstiger Landverkauf, und zuletzt noch eine Geldsendung als Ersatz für eine frühere Schädigung. Damit war uns geholfen! Drum möchte ich allen zurufen: Betet recht innig und vertrauensvoll zum hl. Joseph, er wird euch sicher helfen, falls es so Gottes Wille ist.“

„Mein jüngerer Bruder hatte zu meinem Leidwesen eine Anstellung bei einem Kino. Infolge der vielen Nacharbeit an Samstagen, stellte er den Kirchenbesuch am Sonntag ganz ein; dazu war sein Kostherr ein Nichtkatholik. Die Sorge um das Seelenheil meines Bruders bewog mich, meine Zuflucht zum hl. Joseph zu nehmen. Mein Gebet war nicht umsonst; mein Bruder verlegte sein Kosthaus in eine katholische Familie und hat Stellung in einem Geschäft genommen, wo er seiner

Sonntagspflicht leicht genügen kann. Dem hl. Joseph sei für seine rasche Hilfe tausend Dank gesagt!"

„Ueberfende Ihnen per Postcheck 10 Fr. als Beitrag zu einer Josephs-Statue in Mariannhill. Es ist dies eine Gabe der Dankbarkeit zu Ehren des lieben heiligen Joseph, dessen Hilfe wir in großen Drangsalen und Widerwärtigkeiten angerufen haben und der uns, als wir von allen Seiten verlassen waren, ganz augenscheinlich geholfen hat. Wir hatten oft im „Vergißmeinnicht“ die auffallenden Gebetserhörungen gelesen und versprochen, im Falle der Erhörnung ebenfalls eine Veröffentlichung einrücken zu lassen, damit auch andere in ihren Nöten und Anliegen recht vertrauensvoll zum hl. Joseph ihre Zuflucht nehmen möchten. Heute sei dieses Versprechen mit Freuden erfüllt!"

„Unser Kind war schwer erkrankt. Trotz der sorgfältigsten Pflege verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr, und es war schon von den Ärzten aufgegeben worden. In diesem großen Kummer wandte ich mich recht vertrauensvoll an den heil. Joseph; und siehe, schon in der folgenden Nacht besserte sich der Zustand des Kindes und bald war es außer aller Gefahr. Pfllichtschuldig sage ich hiemit dem hl. Joseph meinen innigsten Dank, denn ich hatte im Falle der Erhörnung Veröffentlichung versprochen."

„Ich war in großen Gewissensängsten; denn beständig quälten mich Zweifel über die Giltigkeit meiner Beichten und zuletzt kam es soweit, daß ich gar nicht mehr zu den hl. Sakramenten gehen konnte. Da wandte ich mich an die liebe Gottesmutter und an den hl. Joseph, versprach auch, im Falle der Erhörnung es im Vergißmeinnicht bekannt geben zu wollen. Bald kam die ersuchte Hilfe. Die göttliche Vorsehung schickte mir einen erfahrenen Priester, der mich von meinen Zweifeln befreite. Ich erfülle hiemit mein Versprechen und lege in aufrichtigem Dank gegen Gott 10 M für die armen Heidenkinder bei."

„Durch Gottes weise Fügung bekam ich vor einiger Zeit einen Jahrgang des „Vergißmeinnicht“ in die Hände. Mit großem Interesse durchlas ich die einzelnen Hefte und staunte namentlich über die vielen Gebetserhörungen nach frommer Anrufung des hl. Joseph, die in jedem Monat verzeichnet waren. Um dieselbe Zeit stellten sich bei mir starke Schmerzen in der Hüftgegend ein, die zuletzt so zunahmen, daß ich mich schon zu einer schweren Operation entschließen wollte. Doch nach einer Novene zu Ehren der lieben Muttergottes und des hl. Joseph hob sich das Leiden rasch, und gegenwärtig bin ich wieder vollständig gesund. Ich sage den genannten Heiligen öffentlich herzlichsten Dank und füge bei: Gehet alle zu Joseph! Ihr werdet sicher Hilfe bei ihm finden, falls es Gottes Wille und eurem Seelenheile

dienlich ist. Mit Sehnsucht erwarte ich jedesmal die nächste Nummer des „Vergißmeinnicht“."

„Bin eine langjährige Abonnentin und fleißige Leserin der „Vergißmeinnicht“. Voriges Jahr wurde ich schwer krank; die Ärzte sagten allgemein, ich leide an Blinddarmentzündung und müsse operiert werden. Mit schwerem Herzen willigte ich ein und rief in meiner Herzensangst zur lieben Muttergottes und zum heiligen Joseph, daß sie mir doch dieses Mal noch das Leben erhalten möchten. Das Fieber stieg immer höher und sterbenskrank wurde ich auf den Operationstisch gebracht. Die Operation, die mehrere Stunden in Anspruch nahm,



Der Senior der Firma, Karl Hagenbeck, mit „jungem Gemüse“.

Gliedhof, Berlin 68

verlief glücklich, so daß ich nach Verlauf von vier Wochen gesund nach Hause gehen konnte. Ich bin überzeugt, daß der Himmel über mich gewacht hat und sage der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph meinen herzlichsten Dank."

„Ich lese das „Vergißmeinnicht“ stets mit großer Freude und habe schon mehrere Hefte auch andern zu lesen gegeben, um recht viele Freunde der Mariannhiller Mission zu gewinnen und alle mit rechtem Vertrauen zum hl. Joseph zu erfüllen. Gerade den Artikel „Gehet zu Joseph“ pflege ich immer zuerst zu lesen, wenn das schöne Monatsheft kommt. Ich selbst bin dem lieben hl. Joseph vielen Dank schuldig, denn er hat mir schon oft geholfen und zwar in den verschiedensten Anliegen und Nöten, desgleichen andern Personen, die mir nahe standen. Es ist mir jedesmal eine große Freude, wenn ich an seinem Altare und zu seiner Ehre die hl. Messe lesen kann. Der ehrw. Diener Gottes Paul Scupoli sagt in seinem Buche „Der geistliche Kampf“, Nr. 50, so

ichön: Bitten wir die seligste Jungfrau Maria und ihren Sohn und den Himmelvater, daß sie uns die große Gnade gewähren mögen, uns den hl. Joseph als Schutzpatron und Fürsprecher zu geben."

"Ich hatte Jahre hindurch für einen armen Knaben gesorgt. Da wurde ich durch Gottes Zulassung selber so arm, daß ich nichts mehr für ihn tun konnte. Mir wollte fast das Herz brechen; in meiner Not rief ich zum hl. Joseph: „Lieber hl. Joseph, du siehst, daß ich nichts mehr für den armen Knaben tun kann, drum Sorge du für ihn an Leib und Seele, und du, liebe Muttergottes, wollest fortan seine Mutter sein!" So betete und weinte ich, und siehe, kurz darauf kam mir Hilfe von einer Seite, wo ich es am wenigsten erwartet hätte. Drum tausend Dank der lieben Muttergottes und dem großen hl. Joseph!"

"Eine unserer Mitschwestern, welche das Amt einer Novizenmeisterin und Assistentin bekleidet, war zweimal schwer krank und mußte mit den hl. Sterbesakramenten versehen werden. Wir wandten uns an den hl. Joseph, doch wurde unser Vertrauen auf eine starke Probe gestellt. Zuerst mußte die Schwester eine lebensgefährliche Operation durchmachen und trotzdem wandte sich die Krankheit mehr zum Schlimmern als zum Bessern. Wir aber ließen in unsern Gebeten zum hl. Joseph nicht nach, und jetzt hat sich der Zustand der Kranken wenigstens soweit gebessert, daß sie wieder den meisten ihrer Berufspflichten nachkommen kann. Möge ihr der hl. Joseph die volle Gesundheit bei Gott erbitten. Wir legen für die armen Heidentinder 50 K bei."

"Ich litt viele Wochen an heftigen Fieberanfällen, die mich ungemein schwächten. Die Ärzte untersuchten mich überall mit den modernsten Instrumenten, konnten aber die Ursache des Fiebers nicht finden und dieses daher auch nicht bekämpfen. Da wandte ich mich vertrauensvoll an den hl. Joseph, worauf plötzlich eine Besserung in meinem Befinden eintrat, so daß ich nun meiner Genesung entgegengehe. Ich lege 10 Kronen für eine Dankmesse zu Ehren des hl. Joseph bei und bitte, diese Zeilen im „Vergißmeinnicht" zu veröffentlichen."

"Trotz meiner Jugend hatte ich oft heftige Zahnschmerzen. Ich ließ mir drei Zähne nacheinander ziehen; es half nichts und das Leiden griff immer weiter um sich. Nun hielt ich eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Gerard und versprach Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Von dieser Zeit an verspürte ich kein ernstliches Zahnweh mehr und sage daher den genannten Heiligen meinen herzlichsten Dank!"

Geht alle zu Joseph,
Dem Vater der Armen!
Er stillt den Kummer
Und heilet den Schmerz.

Sein Vaterherz glühet
Von Lieb' und Erbarmen;
Nehmt innig und öffnet
Ihm kindlich das Herz!

Leitsterne auf dem Wege des Heiles.

Ein Jahrmarkt ist das Leben, Gewühl und bunter Schein,
Verschleud're drum dein Geld nicht und kauf' was Rechtes ein!

Wenn ein Dichter in diesen Worten das Leben mit einem großen Jahrmarkt vergleicht, so hat er vollständig recht. Ein Jahrmarkt ist die Welt, zu dem aus aller Herren Länder die Leute zuströmen. Bist gewiß schon auf einem solchen Jahrmarkt gewesen. In engen Gassen Bude an Bude, vor dieser und jener Neugierige, dort mehr, hier weniger zahlreich. Dann auf dem weiten Platz Vergnügen und Volksbelustigung. Dann wieder ein Krämer, der marktschreierisch seine Ware als die beste der Welt preist. Dort drängt sich ein Knäuel von

Menschen zusammen, ein Taschenpieler zeigt seine Künste, hier bahnt sich ein Kameltreiber mühsam den Weg durch die Menge. Ein Treiben und Hasten überall, jeder will mehr sehen wie der andere, jeder billiger und besser zu Ware kommen wie sein Nachbar. Und jeder Verkäufer will den größeren Gewinn machen und möglichst reich nach Hause kommen. Die einen kommen, die andern gehen, der eine sucht, der andere wird gesucht. Und überall Suchen und Hasten nach einem nur, nach irdischem Gewinn, nach irdischem Erfolg und Glück. Eine Sorge aber sucht man vergebens auf diesem Jahrmarkt, so sehr alle auch suchen und sorgen, die Sorge nach dem, was allein aller Sorge und Mühe würdig ist, die Sorge nach dem Reiche Gottes.

Länder und Weltteile verbindet man mit Bahnen und Schiffen, die Lüfte beherrscht man, die Tiefen der Erde durchwühlt man nach Schätzen, nach neuen Erfindungen ringt man: Mit einem Worte— Glück, lauter irdisches Glück sucht man, nur das Reich Gottes sucht man nicht. Keine Mühe wird den Menschen zu hart, keine Ausdauer zu schwer, kein Opfer zu groß, wenn es gilt, ein Stücklein Erdenglück zu erraffen. Wie selten aber wendet einer sein Auge und Hoffen, sein Ringen und Opfern einem Ziele zu, das das schönste und wertvollste ist: Dem Reiche Gottes!

Eine wahre Sputzgeschichte.

Ein Offizier, der bei mir in Quartier lag, erzählte mir — so schreibt ein Leser der „Tägl. Rundschau" — folgendes merkwürdiges Monövererlebnis: Für den Abend eines Manövertages war ich mit einigen Kameraden in das Herrenhaus eines Gutsbesizers zu einem gemütlichen Beisammensein eingeladen. Weil ich von meinem Quartier aus einen ziemlich weiten Weg hatte, legte ich ihn zu Pferd zurück. Bei einer guten Tafel, einem vorzüglichen Tropfen, tadelloser Zigarre und angeregter Unterhaltung flogen die Stunden nur so dahin. Um Mitternacht mußten wir, weil in aller Frühe die militärischen Übungen ihren Fortgang nehmen sollten, von unseren liebenswürdigen Wirten, so bedauerlich es auch war, Abschied nehmen. Unterwegs bog ein Kamerad nach dem andern ab, um in seinen Quartierort zu gelangen; bis ich zuletzt meinen Weg allein fortsetzen mußte.

Es war eine dunkle, schwüle Spätsommernacht, und als nun gar ein Gewitter heraufzog und ich durch einen Wald reiten mußte, war es bald so finster, daß ich die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Um die Richtung nicht zu verfehlen, ließ ich dem Roß die Zügel und vertraute mich seinem sicheren Instinkt an. Inzwischen war das Gewitter näher gekommen, der Donner ließ sich vernehmen, einzelne Regentropfen fielen und Blitze erhellten zuweilen den Weg, der sonst in undurchdringlichem Dunkel vor uns lag. Plötzlich machte der Gaul Halt, heftig schnaufend und scharrend, stand er wie festgemauert und war durchaus nicht von der Stelle zu bringen. Schon wollte ich absteigen, um bei einem angezündeten Streichholz die Sache zu untersuchen, als wiederum ein Blitz die Straße taghell erleuchtete. Und, was meinen Sie wohl, was ich unmittelbar vor dem Tiere erblickte? Quer über den Weg stand ein Sarg in mächtiger Größe! Ich bin sonst nicht abergläubisch, aber bei diesem unvermuteten Anblick in dieser Stunde und bei der rabenschwarzen Finsternis, die alsbald wieder herrschte, war mir doch etwas unheimlich zumute geworden, und dies Gefühl steigerte sich noch ganz beträchtlich, als ich bei einem neuen Blitzstrahl bemerkte,

wie der Deckel des Sarges sich hob und eine menschliche Gestalt darunter sichtbar wurde. Das Geräusch, welches dabei laut wurde, bestätigte die Wahrnehmung, die ich mit den Augen gemacht hatte. Sie können sich vorstellen, was für eine Gänsehaut ich bekam, und meine Haare hätten sich buchstäblich gekräuselt, wenn sie nicht schon, kurzgeschnitten, wie sie waren, von Natur diese Stellung gehabt hätten.

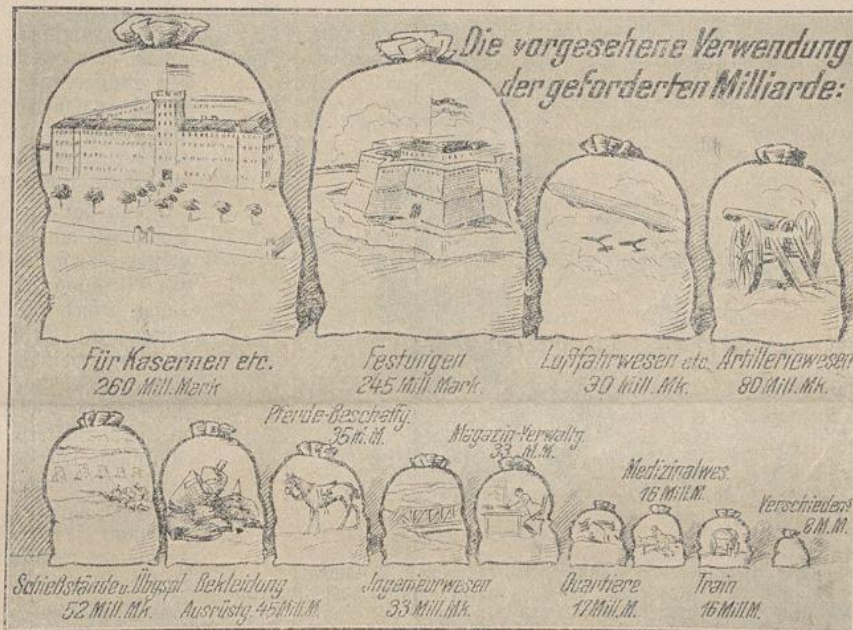
Mein, ein königlich preussischer Offizier darf sich nicht so leicht von einem Gespenst um Mitternacht ins Bockshorn jagen lassen, und so zündete ich denn schnell ein Streichholz an, um dem Spuk mutig ins Antlitz zu lichten und dem Geist auf den Leib zu rücken. Die Lösung des Rätsels erfolgte denn auch auf der Stelle. Sie war so komisch und erheiternd, daß ich mich hätte traut und schief lachen mögen. Es verhielt sich nämlich so: Ein biederer Tischlermeister der Gegend hatte den Auftrag bekommen, zum nächsten Morgen nach einem Nachbarort einen Sarg zu liefern. Er war spät mit der Arbeit fertig geworden und entschloß sich, noch in der Nacht den Sarg auf einer Karre hinüberzubringen. Gedacht, getan. Inzwischen war, wie wir wissen, ein Gewitter heraufgezogen, und als es anfang zu regnen, hatte sich der gute Meister, um nicht naß zu werden, in den Sarg gelegt, und war, weil müde, bald eingeschlafen. Durch das Getrampel meines Pferdes wach geworden, hatte er sich wieder erhoben und war nun auch seinerseits nicht wenig verwundert und belustigt über die Situation, in der ich mich befunden hatte. Lachend schieden wir voneinander. . . Sie sehen also wieder einmal: Man muß den Dingen nur auf den Grund gehen. Manchem „Spuk“ liegt so ein — pfiffiger Tischlermeister zugrunde!

Ein Haus, das in 12 Stunden erbaut worden ist.

Herr und Frau Slack, ein junges Ehepaar aus Chicago, kamen dieser Tage in St. Joseph City im Staate Missouri an, um dort ein Heim zu gründen. Beim Absuchen des ganzen Ortes fand sich nicht eine einzige brauchbare Wohnung, und so verfielen die Neuvermählten als echte Amerikaner darauf, sich ein Haus bauen zu lassen. Ein Baumeister der Stadt, Silas Grant, erklärte sich bereit, in 12 Stunden ein Haus fertig zu stellen, und am nächsten Morgen um 6 Uhr begann die Rekordarbeit, die das 24stündige Guckhaus aus Zement nach Angaben Edisons in den Schatten stellt.

Alle Leute in St. Joseph City, die sich irgend frei machen konnten, waren am nächsten Morgen um 6 Uhr am Bauplatz versammelt, um Zeuge zu sein, wie Herr

Grant „die Ehre von Missouri rettete“. Schlag 6 Uhr ertönte seine Pfeife. Pfähle wurden an den künftigen Ecken des Hauses eingeschlagen, der Boden wurde anderthalb Fuß tief ausgehoben und sogleich darauf wurde die Grundsteinlegung vorgenommen. Die Fundamente des neuen Hauses bestehen aus Zementblöcken. Während dieser Arbeit waren draußen die Zimmerleute und Maler mit den Holzteilen des Hauses beschäftigt, die Gas- und Wasserrohrleger machten ihre Röhren fertig und während die Maurer die Mauern aufzuführen begannen, entstanden außerhalb des Hauses die Teile, die fix und fertig eingefügt werden sollten. Schlag 12 Uhr ertönte wieder Herr Grants Pfeife und die wackeren Arbeiter durften sich eine halbstündige Mittagspause gönnen. Um 1/2 1 Uhr wurde die Rekordarbeit fortgesetzt; die Wände wur-



Finanzkalkül zur neuen deutschen Militärvorlage.

den getüncht, das fertig gezimmerte Holzdach wurde mittels einer Winde emporgehoben, der Schornstein wurde gesetzt, die Zimmerleute und Tischler brachten Türen und Fenster an, die Maler besorgten die Innenarbeiten, Klempner, Mechaniker usw. brachten die Leitungen für Gas, Wasser und elektrischen Strom an, auch die Brenner und Glühlampen wurden aufgeschraubt. Punkt 6 Uhr piff Herr Grant wieder, alles war fertig, und als der Baumeister dem Bauherrn die Schlüssel überreichte, bekam er einen Scheck über 10 000 Kronen.

Herr und Frau Slack schlossen natürlich eine Minute nach 6 Uhr ihr neues Heim auf, um die Möbelleute einzulassen, und als nach wenigen Stunden alles vollendet und die Wohnung fix und fertig zum Beziehen war, gaben Herr und Frau Slack ein großes Festessen: die Ehre Missouris war gerettet!

Wie ein rasender, führerloser Eisenbahnzug aufgehalten wurde.

Eine kühne und kluge Tat eines russischen Arztes, der in Verbannung in Sibirien lebt, wird, wie der „Inf.“ aus Petersburg geschrieben wird, von sibirischen Zei-

tungen erzählt. Vor einigen Tagen wurden die Stationsvorsteher mehrerer kleiner Eisenbahnhaltestellen dadurch erschreckt, daß ein Eisenbahnzug nicht vorchriftsmäßig hielt, sondern in größter Geschwindigkeit an allen Stationen vorüberaste. Die Eisenbahnpassagiere blickten voll Entsetzen aus den Fenstern, ohne daß ihnen ein Mensch helfen konnte, denn der Zugführer war nirgends zu sehen. Die Lokomotive war völlig führerlos. Die bestürzten Stationsvorsteher benachrichtigten sofort die Vorsteher der anderen Eisenbahnhaltestellen, um Abwehrmaßregeln treffen zu können. Alles schien aber ratlos, denn der Eisenbahnzug setzte seine unheimliche Fahrt mit unverminderter Geschwindigkeit fort. Es war nur ein Glück, daß die Eisenbahnstrecke bei dem geringen Verkehr auf den Nebenstationen Sibiriens stets frei war.

Auf der Station Bjelow im Innern Sibiriens kam ein Hilfsarbeiter endlich auf einen rettenden Gedanken.



Sonntagsjäger: So, Lampe, jetzt mach dein Testament! Nachdem er ihn fehlte: Sapperlott! der nimmt's wortwörtlich und läuft gleich zum Notar!

Es war der Arzt Dr. Martow, der zwangsweise in Sibirien angesiedelt war und von der Eisenbahn als Hilfsarbeiter eingestellt worden war. Er rüstete in aller Eile einen Eisenbahnzug aus, der aus einer Lokomotive und sechs leeren Wagen bestand. Dann fuhr er mit mehreren Lokomotivführern wenige Minuten, bevor der Eisenbahnzug an der Station vorüberkommen mußte, in derselben Richtung voran. Als er das saujende Ungetüm in der Ferne erblickte, ließ er die größte Geschwindigkeit der Lokomotive einstellen, sodaß es gleichsam eine Wettfahrt zwischen zwei Eisenbahnzügen war. Der führerlose Eisenbahnzug kam immer näher. Als er auf wenige Schritte herangekommen war, wurde die Schnelligkeit um ein ganz geringes gesteigert, sodaß endlich der Zeitpunkt herankam, wo die beiden Eisenbahnzüge auf wenige Zentimeter voneinander entfernt waren. Der Zusammenstoß war nun derartig gering, daß niemand eine Erschütterung verspürte. Sobald der Arzt sah, daß die Eisenbahn Puffer an Puffer mit seinem Zuge fuhr, begann er seinen eigenen Zug mit großer Gewalt zu bremsen und verminderte dadurch stark die Geschwindigkeit des führerlosen Zuges. Die Gewalt der Maschine war aber so groß, daß der Rettungszug trotz der gebremsten Räder immer noch vorwärtsgeschoben wurde. Nun ließ der Arzt Gegenampf geben, und so gelang es, den Zug zum Stehen zu bringen.

Sofort begaben sich die Lokomotivführer auf die Lokomotive, um sie abzustellen. Jetzt entdeckte man auch den Grund, warum der Eisenbahnzug dahinstraste. Der Führer lag in tiefer Ohnmacht auf dem Boden. Er war anscheinend ganz plötzlich erkrankt, bevor er noch die Maschine zum Stehen bringen konnte. Von nun an sollen auch die kleineren Eisenbahnen zwei Mann zur Bedienung der Lokomotive erhalten, um ähnliche Vorkommnisse zu verhindern.

Die Fledermaus im Kampfe gegen die Malaria.

Seit Jahren beschäftigt sich die Wissenschaft mit dem Problem, die Malaria auszurotten, und eine ganze Reihe von Methoden wurde — teilweise mit recht günstigen Ergebnissen — erprobt. Vor allem galt es, jene Mücken und Larven, die als Träger der Malariakeime die Krankheit hervorrufen, zu beseitigen und zu diesem Zwecke empfahl man die Austrocknung der Sümpfe, die den Mücken als Brutplätze dienen. Mehrfach wurde auch versucht, die Sumpfigenden mit Petroleum zu tränken; es bildet sich dann auf der Oberfläche eine Petroleumschicht, die zur Vernichtung der Mückenlarven führt.

Nun hat ein amerikanischer Forscher, Dr. Campbell, wie in der „France Medicale“ ausgeführt wird, in Texas ein neues Verfahren zur Bekämpfung der Malaria angewendet, dessen Ergebnisse nach den bisherigen Erfahrungen die Erfolge aller anderen Methoden noch bei weitem übertreffen. Dr. Campbell ließ sich in der Malariagegend eine zwölf Meter hohe Holzpyramide errichten, die auf vier Holzpfählen ruht. Die vier Seiten der Pyramide wurden durch wagrechte Öffnungen geteilt, die in ihrer Art etwa einer halbgeöffneten Jalousie ähnelten. Die Pyramide ist dazu bestimmt, Fledermäusen einen Zufluchtsort zu bieten; nach ihren Dimensionen ist sie imstande, etwa 10000 Fledermäuse aufzunehmen. Im Innern sind Schlupfwinkel und Brutstätten für die Tiere eingerichtet. Die ganze Pyramide ist beweglich, so daß sie von Zeit zu Zeit an einem anderen Orte aufgestellt werden kann. Der Versuch brachte überraschende Resultate. Seit der Verpflanzung der Fledermäuse in die Malariagegend ist die Krankheit aus diesem vorher völlig verseuchten Distrikt so gut wie verschwunden. Denn die Fledermäuse sind die erbittertesten Feinde jener Mücken, die die Malaria übertragen und nur in der Nacht schwärmen. Es hat sich gezeigt, daß die Fledermäuse ungleich mehr dieser Insekten vertilgen, als eine Vogelart. Und zugleich konnte man feststellen, daß der Feldzug von den Fledermäusen gegen die Malaria mücken viel gründlicher geführt wird als von jenen Fischen, die man schon mehrfach in Malariastümpfen aussetzte, um die Larven der Insekten zu vertilgen. So wird die vielgeschmähte Fledermaus zum Verteidiger der Menschheit und im Kampfe um die Beseitigung der Malaria zum Bundesgenossen des Arztes.

Die Inthronisation des neuen Kölner Erzbischofs.

(Siehe Bild Seite 160.)

Unter Teilnahme von über 200 Vereinen und in Gegenwart des Oberpräsidenten von Rheinbaben, sowie der Spitzen der Militär- und Zivilbehörden von Köln fand am 9. April die feierliche Inthronisation des Erzbischofs von Köln, Dr. Felix v. Hartmann, statt. Unter Glocken-

gelüste und Orgelsklang hielt er seinen Einzug in den Dom, wo ihn der Dompropst und das Metropolitankapitel empfingen. Nach Verlesung der päpstlichen Präkonisationsbulle zelebrierte der Erzbischof das feierliche Pontifikalamt und hielt dann seine erste Predigt an die Erzdiözesanen, in der er u. a. betonte, daß er das schwere Amt nur auf ausdrücklichen Befehl des Papstes übernommen habe. Beim Zuge nach dem Dom sowie bei der Rückkehr bildeten Militär und Vereine Spalier.

Briefkasten.

Für alle zugunsten der Mission eingelaufenen frommen Spenden sagen wir unsern geehrten Wohltätern unsern innigsten Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott!“ Die Empfangsbcheinigung erfolgt durch die zuständige Mariannhiller Missionsvertretung; eine Veröffentlichung im Vergelt'smeinnicht findet nur in besonderen Ausnahmefällen statt. Dankjagungen, Gebetsempfehlungen usw. werden durch die bloße Angabe des Ortes, von wo sie einkommen, publiziert, weshalb man lektorn in einem diesbezüglichen Brief immer ausdrücklich nennen soll. Die Veröffentlichung kann aus technischen Gründen immer erst in der zweit- oder dritt-nächsten Nummer unseres Blättchens erfolgen.

Bei etwaigem Wohnungswechsel wollen unsere geehrten Leser immer zunächst die alte Adresse angeben und dann beifügen, unter welcher Adresse ihnen das Vergelt'smeinnicht in Zukunft geschickt werden soll. Sehr erwünscht ist in diesem Falle die Angabe der sogenannten „Schleifen-Nummer“, die sich auf jeder unserer Adressen findet.

Tausend Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott!“ den ehlen Wohltätern, welche die Güte hatten, unserer Mission ein so schönes, wohlklingendes Harmonium zu spenden! Unsere Neuchristen freuten sich gar sehr darüber und werden fleißig für die hochherzigen Wohltäter beten.

Desgleichen sagen wir unsern aufrichtigsten Dank den hochherzigen Missionsfreunden in Schlufenan (Böhmen) und anderen Orten, die uns Stoffreste und sonstige recht nützliche Sachen schickten. Unseres dankbaren Gebetes, sowie des Gebetes unserer schwarzen Kinder dürfen dieselben stets versichert sein.

F. M. — 100 Mark zu einer Glocke für die St. Joseph-Station dankend erhalten. Gott und der hl. Joseph möge es Ihnen lohnen!

Dankjagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Bzunj, Todtmoos, Münster, Altdorf, Luzern, Zürich, Würenlos, Steinach, St. Fiden, Celerina, Venten, Kirchberg, Arth, Domodossola, Heilsberg, Köln, Essen, Ebelsberg, Breslau, Neustadt, D.-Schl., Schirgismalde, Kreimitz, Buslawitz, Unterendingen, Luzern, Glarus, Ubligenwil, Berlin, Hohenlohehütte, Budapest, Linz, Steyr, Graz, Dürrelsdorf, Köln, Billerbeck, Luxemburg, Düsseldorf, Reibit, Kirchhunden, Birjelen, Paderborn, Bottrop, Vingen a. Rh., Brand, Saarbrücken, Eiben, Derichsweiler, Aßling, Murau, Thal-Aßling, Linz, Zell bei Zellhof, Gavalj (Ungarn), Wien, Laßfalu, Böckabrud, Eichfögel, Eggersdorf, Innsbruck, Admont, Thüringen (Voralberg), St. Peter a. Ottersbach, Zweitt, Flierich, Weng, Freistadt, D.-D., Rumburg, Spital a. d. Drau, Temes-Gyarmata, Auffs, Kronburg-Jams, Steyr, Steinabrüdl, Neufkirchen b. Zips, Amstetten, Salzburg, Friesach, Ewischin, St. Marein b. Pöfelbach, Virchabrud, Graz, Restend, St. Ulrich-Gröden, Wagrein, Troppau, Markt-Turnau, Osterhofen, Würzburg, Niederroning, Rosenheim, Weikensberg, Böhlerzell, Bregenz, Scheinfeld, Affamstadt, Rempten, Aich, Staig, Offenburg, Arzweiler, Attinghausen, Albstätten, Arth, Altdorf, Verschied, Gurtmellen, Gersau, Gerisau, Luzern, Pfaffenau, Utter, Willijau, Kaltbrunn, Buch, Erfurt, Oberburg, Menham, Bernsfelden, Hochwang, Wulfertshausen, Freiburg, Wadurt, Auburn, Dubuque, Nordheim, Bonndorf, Redargerach, Niederhomburg, Breusethal (Elß), München, Heilberg, Gedilgen, Marzspich, Waischenfeld, Freiburg, Möding bei Sünching, Karlsrube, Wiedtich, Rizingen Zmal, Oberwinden, Waldstetten, Kleinarmischlag, Ehingen a. d. Donau, Wagschurt, Neustadt, Böblingen, Odenheim, Kürnberg, Würzburg, Kobau, Grünfeld, Blienichweiler, Gerichtstetten, Seethal, Geiselhöring, Immenstadt, Dering, Straßkruding, Aub, Freising,

Offenburg Zmal, Ulm, Senkersgraben, Rizingen, Ruhstorf, Roth, Ottersweier, Rottweil, Bolling, Böhlerzell, Neufang, Asbach, Kaufbeuren, Augsburg.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Merkbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Mara Geisler, Breslau. Berta Kimitt, Glattau. Theresia Ehler, Odrau. Anton Bohl, Rottwiz. Maria Kummer, Graz. Stefanie Schueglinger, Amsten. Johann Ortner, Ranshofen. Rosina und Florian Gusenbauer, Nies bei Rauthausen. Barbara und Johann Sapper, Feldbach, Katharina Seil, Waidring. Johann, Anna und Gabriele Wiltret, Tattenitz. Alois Mensburger, Gga, Voralberg. Katharina Göbl, Franz Kaltenbrunner, Josef Schausberger, Sebastian Griesmeier, Anna M. Gemezberger und Anna Kriechbaum, sämtl. von Neufkirchen bei Zips. Aloisia Stieger, Obertrattnach. Anna Moser, Mutters. Sophie Bach, Großrinderfeld. Agnes Hoffmann, Hagenbühl. Rosalia Straub, Franz Höfler, Waldstetten. Fidel Mers, Neustadt. Margaretha Seestaller, Heilbronn. Theresie Diefenbed, Abensberg. Pfarrer Joh. Leuchtle, Freystadt. Pfarrer Joh. Schwarz, Rettenberg. Pfarrer Josef Kempf, Zinthen. Hr. Rudolf Zürn, Sigmaringen. Anna Dreicher, Eichenndorf. Salome Frank, Erfeld. Josef Mangelrammer, München. Mar. Klümmer, Hinderviedtich. Frz. Kößler, Waldstetten. Anna Schönberr, Altheim. Franziska Holzinger, Birkenhörd. Marg. Schänderl, Deijelsküh. Gg. Kettler, Fr., Neustadt a. S. Hochw. Hr. Prälat Dr. A. Göpfert, Würzburg. Anton Pfeiffer, Ottersweier. Philipp Barthel und Maria Anna Derr, Grünfeld. Konstantin Gerold, Unterwittstadt. Maria Anna Walter, Marg. Lammig, Seb. Verberich, Philomena Baunach, Holzkirchhausen. Adam Maurer, Altheim. Louis Kachler und Anton Kexler, Dollern. Josef Schubert, Oberbürrbach. Bahnverwalter Leopold, Würzburg. Karl Hoffmann, Oberehnheim. Franziska Birkholz, Stadtprojetzen. Kunigunda Sack, Marianna Kaiser, Eggolsheim. Lehrer Joh. Wertt und Franz Josef Kurz, Bieringen. Josefa Karman, Dinkelschauen. Anna Bed, Rohr. Frau Hauptmann Link, München. Theresie Beder, Niederbrunn. Josef Heilmeier und Helena Grützinger, Eggenfelden. Johann Kieger, Rottenburg. Franz Reibitz, Neufang. Anna Dorisch, Würzburg. Hochw. Direktor Richard Hoffmann, Lohr a. M. Herr Stob, Gmünd. Wendelin Huber, Nischach. Dorothea Eichenmann, Würzburg. Magdalena Mutter, Brig. Theresia Schyder und Kaspar Silbebrand, Gampel. Jos. Anton Böhler, Gaslen. Maria K. Kühne, Benken. Herr Aldermann, Mels. Elisabeth Degerli, Trimbach. Dominika Hartmann, Spiringen. Franz Winkler, Hebingen. Jos. Wigger, Schupfheim. Anna Holzherr, Bärtschwil. Jakob Kober, Kansas-City, Mo. Fritz Kubly und Margaretha Deutmeyer, Calmar, Iowa. Anna Schneider, Bird-Island, Minn. Joseph Tennissen, Oakville, Wis. Rev. Felix Graf, Bryant, Ind. Katharina Magerl, Agnes, Johann Kob, Detroit, Mich. Gertrud Ahles und Angela Bollmann, Cincinnati, Ohio. Rev. Father Franz Miller, Detroit, Mich.

Rev. Father Franz Miller

gest. 19. April 1913.

Der edle Verbliebene war seit 13 Jahren in Detroit, Mich. (Nordamerika) ein besonderer Freund und Gönner unserer Mission. Möge ihm der barmherzige Gott alles reichlich vergelten! Sein Andenken bleibt in Ehren. R. I. P.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmichein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenszeugnis des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzeugnisse.

Redaktionschluß am 15. Mai 1913.

Der Mariannhiller Missions-Kalender fürs Jahr 1914

hat sich bereits auf den Weg gemacht. Er kommt etwas früh; der Genossen und Konkurrenten sind eben viele, und da fürchtet er, es möchte ihm bei längerem Zuwarten ergehen, wie einst dem lieben Jesukind in Bethlehem, das keinen Einlaß mehr fand, weil schon alles voll von Gästen war. Nun, ich denke, an der Türe der geehrten Vergißmeinnichtleser darf der Mariannhiller Kalender getrost anklopfen und ist er einer freundlichen Aufnahme sicher. Unser Vergißmeinnicht und der Kalender gehören zusammen wie zwei Geschwister; sie stammen aus dem gleichen Haus und erstreben ein gemeinsames Ziel: Gottes Ehre und das Heil der Seelen, zumal unter den Schwarzen Afrikas.

Unser Kalender hat übrigens auch wieder ein recht schönes Festtagskleidchen angelegt; er prangt mit mehr als 80 Bildern, teils dem afrikanischen Missionsleben, teils den mannigfachen Gebieten menschlichen Könnens und Schaffens entnommen. Zum besondern Schmuck gereicht ihm namentlich ein recht schönes, herzinniges Farbenbild aus der rühmlichst bekannten Firma des Herrn B. Kühn in M.-Gladbach. Es stellt den seligen Hermann Joseph dar, wie er in der Kirche vor dem Muttergottesaltar dem lieben Jesukinde einen Apfel überreicht, und predigt laut von der Herrlichkeit eines lebendigen Glaubens, von Kindesunschuld und Opferliebe und von dem Himmels-
legen, der auf solcher Gesinnung ruht.

Dem bunten mannigfachen Bilderschmuck entspricht der Text. Es seien von den vielen hochinteressanten Erzählungen und Berichten nur folgende erwähnt:

Bilder aus dem Missionsleben, Die Mariannhiller Mission, Die Klöster und die Landwirtschaft, Der politische Flüchtling, Eine Woche im Belagerungszustand, Nur ein Tröpfchen, Die Todesbraut, Was Gott tut, das ist wohlgetan, Kaffee und Tabak bei den Türken, Kinderwahl im Rosenhag, Der Kaffer auf der Jagd,	Das To-pedo, Die Hülzerbuben, Gottes Wege sind wunderbar, Der Totengräber, Wie sie beten lernte, Ein hochherziges Opfer, Raubtiere als Patienten, Die Giraffe, Der Wettermacher, Humoristisches, Gemeinnütziges,
---	--

usw. usw.

Wer den Mariannhiller Kalender verbreiten hilft, befördert zugleich das große Werk der katholischen Mission. Schon in mancher Seele ist durch die Lektüre desselben der Entschluß erwacht, persönlich in die Heidenmission zu gehen und sich im heiligen Ordensstande für immer Gott zu weihen.

Unser Kalender ist von den auf dem Titelblatt des Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen der Mariannhiller Mission, sowie von einzelnen Förderern zu beziehen und kostet an diesen Stellen für Deutschland 50 Pfennig, für Oesterreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Einzeln per Post zugesandt, für Deutschland 60 Pfennig, für Oesterreich-Ungarn 70 Heller und für die Schweiz 70 cts.

Gottes reichsten Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.